

KNAUR 

NINA
GEORGE

Das Traumbuch

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie unter Angabe des Titels
»Das Traumbuch« an: frauen@droemer-knaur.de



Originalausgabe März 2016

© 2016 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Klemt/lüra: Klemt & Mues GbR

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65385-2

2 4 5 3 1

*Ich widme diesen Roman meiner Mutter,
Jutta Marianne George, genannt Juschiḳa,
achtundvierzig Jahre und darüber hinaus geliebt
von Jo dem Breitem.*

*Großartige Frau, wunderbare Malerin und meine
Freundin aus Kindertagen, die mit mir bereitwillig alle
Phantasiewelten bereist hat.*

*Mama, wir teilen viele Lieben –
zu unseren Vätern, zu Paris und zu der Welt,
die ein wenig jenseits der Wirklichkeit liegt.*

Nina George, im Dezember 2015

Vielleicht sind wir alle Geschichten,
die gerade gelesen werden.

TAG 1

Henri

Ich springe.

Der Sturz dauert nur Sekunden, ich kann noch die Motoren der Autos auf der Hammersmith Bridge über mir hören, Rushhour, ich kann die Stadt riechen, den verblassenden Frühling, den Tau auf den Blättern. Dann der Aufprall, das kalte Wasser schlägt über meinem Kopf zusammen. Ich schwimme, schneller, ich schwimme mit dem Ebbstrom. Das Meer, fünfzig Kilometer entfernt, saugt an dem Fluss. Mein Körper weiß immer noch, wie sich der Sog der Tide anfühlt, es ist, als hätte ich das Meer niemals verlassen, obgleich ich das letzte Mal vor fünfundzwanzig Jahren im Atlantik geschwommen bin.

Dann erreiche ich das Mädchen.

Der Fluss zieht die Kleine mit sich, er will sie haben, will ihren Körper in seine Einzelteile auflösen, will ihre Hoffnung von der Angst trennen, das Lächeln von ihrem Mund reißen, die Zukunft von ihrem Leben.

Sie versinkt in dem lehmbräunen Wasser.

Ich tauche, zerre sie an ihren Haaren näher heran. Bekomme einen dünnen, glitschigen Oberarm zu fassen. Ich packe fester zu, hole Luft vor Anstrengung, dabei schlucke ich Wasser, es ist salzig und eiskalt.

Die Themse umarmt mich.

Das Gesicht mit den wintermeerhellen Augen schwebt auf mich zu. Mit einer Hand hält sie ihre Nase zu, so als ob sie nur vom Beckenrand in lauwarmes Poolwasser mit Chlor gesprungen sei. Dabei ist sie von einem Boot gefallen. Von einem der Ausflugsschiffe auf der Themse, das Touristen

vom London Eye, dem Riesenrad bei Big Ben, bis Greenwich und zurückbringt. Das Mädchen stand an der Reling, war auf die zweitoberste Sprosse geklettert und hielt sein Gesichtchen in die Maisonne. Als eine Welle das Schiff hochhob, kippte es nach vorn über. Das Mädchen schrie nicht. In seinem Blick stand nur grenzenlose Neugier.

Wir sahen es fallen. Das Paar auf der Hammersmith Bridge, das sich küsste, der Bettler im abgetragenen Smoking und ich. Er war von seinem »Arbeitsplatz« aufgestanden, ein Pappkarton auf einem Sonnenfleck an dem grünen Geländer der Kettenhängebrücke.

Der Bettler murmelte: »O mein Gott«, das Paar heftete seine Blicke auf mich. Alle drei rührten sich nicht. Sie schauten nur mich an.

Also kletterte ich über das grüne, schmiedeeiserne Brückengeländer. Wartete, bis das kleine Bündel Mensch unter mir auftauchte.

Und sprang.

Das Mädchen schaut mich jetzt an, mit so viel Vertrauen und Hoffnung, wie ein Mann wie ich es nicht verdient. Ausgerechnet an mich musste die Kleine geraten.

Ich hebe den glitschigen, dünnen Körper an. Die Füße des Kindes treten mich, meinen Kopf, meinen Mund.

Ich trinke Wasser, ich atme Wasser.

Ich mache mich trotzdem leicht, steige auf, und die Welt wird wieder laut, der Maiwind ist mild auf meinem nassen Gesicht, die Wellen spritzen Gischt in meine Augen. Ich drehe mich auf den Rücken und in eine unruhige Wiege aus Wasser, hieve das Mädchen so auf meine Brust, dass es atmen kann und den blauen Himmel sehen. So treiben wir die Themse hinab, vorbei an Klinkerfassaden und Holzbooten am schlammigen Ufer.

Die Kleine ringt nach Luft, sie hustet. Sie ist vielleicht vier, fünf Jahre, ich kenne mich mit Kindern nicht aus, selbst mit meinem Kind nicht. Samuel. Sam.

Er ist dreizehn und wartet auf mich.

Immer schon, immer schon wartet er auf mich. Ich war nie da.

Ich fange an zu summen, *La Mer*. Das große majestätische Lied von der Schönheit des Meeres, mir fallen Splitter des französischen Textes ein, obgleich ich die Sprache meiner Heimat seit meinem achtzehnten Lebensjahr nicht mehr benutzt habe. Aber jetzt kehrt sie zu mir zurück.

Ich singe und spüre, wie das Herz des Mädchens nach und nach ruhiger schlägt, spüre seine kleine Lunge arbeiten, spüre sein Vertrauen durch den Film aus Wasser und Angst. Ich halte es und schwimme auf dem Rücken einarmig in Richtung des Ufers und eines kleinen Anlegers. Meine Kleidung ist schwer vom Wasser. Ich bewege die Beine wie ein Frosch und meinen Arm wie ein einarmiger Bandit.

»Alles wird gut«, flüstere ich. Ich kann Eddie in meinem Kopf antworten hören, klar, als spreche sie in mein Ohr: »Henri, du kannst nicht gut lügen. Das ist eine deiner größten Stärken.«

Eddie ist das Beste, das mir nie passiert ist.

Ich stoße mit der Schulter gegen die Schwimmtonne des Anlegers. Unweit von uns ist eine Leiter.

Ich packe das Mädchen um die Taille und hebe es hoch.

Ich schiebe es an seinen winzigen Füßen hoch, höher, die Kleine bekommt etwas zu fassen, ihre Füße verlassen meine Hände.

Dann folge ich ihr, klettere aus dem Fluss, nehme das erschöpfte Kind, das sich immer noch so anstrengt, nicht zu weinen, auf den Arm und laufe mit ihm an gelben, roten und

grauen Klinkerhäuschen entlang zur Hammersmith Bridge zurück. Das Mädchen umklammert meinen Hals und versteckt sein Gesicht an meiner Schulter. Es ist ganz leicht, und doch wird es immer schwerer, während ich laufe und daran denke, dass ich mich jetzt wirklich beeilen muss, um zu Sam zu kommen. Ich muss zu ihm. Ich muss. Mein Sohn wartet in der Schule auf mich.

Das Paar steht immer noch dort auf der Hammersmith und hält sich aneinander fest. Die Frau sieht mich mit riesigen, betrunken glänzenden Augen an, sie erinnert mich an Amy Winehouse mit ihrem Kajalstrich und dem Wespennest von Haaren auf dem Kopf. Der Mann sagt immer wieder: »Das kann nicht sein, Alter, das kann nicht sein, du hast sie echt gekriegt, das kann nicht sein.« Er hält sein Handy hoch.

»Haben Sie nur gefilmt oder auch Hilfe geholt?«, schnauze ich ihn an.

Ich setze das Mädchen ab. Es will meinen Hals nicht loslassen, klammert sich an meinen Nacken, seine Händchen greifen in meine nassen Haare, gleiten ab.

Auf einmal kommt die Schwäche, und ich verliere das Gleichgewicht. Ich kann mich nicht mehr halten und taumele auf die Straße.

Das Mädchen schreit.

Etwas Großes, Warmes ist auf einmal ganz dicht an meiner Schulter. Ich sehe ein verzerrtes Gesicht hinter einer Scheibe, ich sehe eine schwarze, das Sonnenlicht reflektierende Motorhaube, die den unteren Teil meines Körpers komplett zur Seite geschoben hat.

Und dann sehe ich meinen eigenen Schatten auf dem Asphalt, der mir rasend schnell entgegenkommt.

Ein Geräusch wie Eierschale, die auf dem Rand einer Porzellantasse aufgeschlagen wird.

Der Schmerz in meinem Kopf ist so umfassend, schlimmer als der tiefe, grelle Stich, wenn man zu viel Eis zu schnell gegessen hat.

Es wird schlagartig still um mich herum. Dann schmelze ich, ich schmelze in den Boden hinein. Ich sinke tiefer und immer rascher, es ist, als fiel ich in einen schwarzen Trichtersee, der sich direkt unter dem Asphalt verbirgt.

Aus der düsteren Tiefe des Sees schaut etwas zu mir hoch, als erwarte es mich. Über mir der Himmel. Er entfernt sich von mir, steigt hoch und höher.

Ich sehe das Gesicht des Mädchens über mir, und seine seltsam vertrauten Augen in der Farbe des Wintermeers, die mir traurig nachschauen, während ich im Stein versickere. Das Mädchenmeer ihrer Augen, das sich mit dem See über mir vermischt. Dann vermische ich mich mit dem See, das Wasser füllt mich aus.

Frauen und Männer drängen sich um die Seekante, sie verdecken fast den letzten Rest blauen Himmels.

Ich höre ihre Gedanken in meinem Kopf.

Die Frau im Mini wollte noch ausweichen.

Das Gegenlicht. Es muss das Gegenlicht gewesen sein. Sie hat ihn nicht gesehen.

Ich dachte, er ist betrunken, wie er da auf die Straße taumelte.

Lebt er noch?

Ich erkenne den Bettler in dem abgetragenen Smoking, der die anderen beiseiteschiebt, und für einen Augenblick kann ich den Himmel wieder sehen, diesen unendlich schönen Himmel.

Ich schließe die Augen. Ich werde mich etwas ausruhen, und dann aufstehen und weitergehen, ich werde fast pünktlich sein. Wenn die Namen aufgerufen werden, sind wir erst bei

V dran, Sam und ich, am Vater-und-Sohn-Tag. V, wie Valentiner, der Nachname seiner Mutter ...

*Lieber Papa,
wir kennen uns nicht, aber ich finde, wir sollten das ändern.
Wenn du das auch findest, komm am 18. Mai zum Vater-und-
Sohn-Tag nach Colet Court. Das ist die Jungenschule, die zu
St. Paul's in Barnes gehört, direkt an der Themse. Ich warte
draußen auf dich.
Samuel Noam Valentiner*

Sam, ich bin gleich da. Ich ruhe nur kurz aus.
Jemand klappt mir die Augen wieder auf. Der Rand des Sees
ist weit, weit weg, weit über mir, und ein Mann ruft mir über
den Kantenrand des Seetrichters etwas nach unten zu. Er
trägt einen Sanitäreroverall und eine goldene Sonnenbrille.
Er riecht nach Rauch.
Ich sehe mich selbst im Spiegel seiner goldumrahmten Brillen-
gläser, mich selbst, und wie mein Blick leer wird, glasig.
Ich sehe die Gedanken des Sanitäters.
Mann, denkt er in den Trichter hinein. Nicht, Mann. Nicht
sterben. Bitte. Stirb nicht.
Ein langer, heller Ton zieht einen geraden Strich unter mein
Leben.
Nicht jetzt!
Nicht jetzt! Es ist zu früh!
Es ist
Es
Der lange Ton wird zum letzten Trommelschlag.
Ich springe.

TAG 15

Sam

14.35 Uhr. Samuel Noam Valentiner.

Besuchter Patient: Henri M. Skinner.

Ich habe das schon vierzehn Mal in die Liste geschrieben.

Aber jeden Tag muss ich mich neu eintragen, und jeden Tag schiebt Mrs. Walker mir das schwarze Klemmbrett zu, auf dessen Formular ich in Druckbuchstaben Uhrzeit, meinen Namen und den Namen des besuchten Patienten schreibe.

Eine Zeile über mir steht: Ed Tomlin. Ed Tomlin besucht ebenfalls meinen Vater, immer ein paar Stunden vor mir, wenn ich in der Schule bin. Wer ist das?

»Ich war gestern auch schon da«, sage ich zu Mrs. Walker.

»Oh, ich weiß, Darling.«

Die Frau hinter der Rezeption des Wellington Hospital lügt. Sie erkennt mich null wieder. Lügen haben einen bestimmten Sound, er ist weißer als die normale Stimme. Auf dem Schild über ihrem linken Busen steht ihr Name in Großbuchstaben: SHEILA WALKER. Und sie nennt mich Darling, weil sie meinen Namen nicht kennt. Engländer sind so, sie verabscheuen es, sich gegenseitig die Wahrheit zu sagen, das ist ihnen zu unfein.

Auf Sheila Walkers Körper lasten Schatten aus vielen Jahren, ich sehe das, weil ich es bei den meisten Leuten sehe. Die einen haben sehr viele Schatten, manche wenige, Kinder kaum einen. Wenn sie Schatten haben, kommen sie aus Ländern wie Syrien oder Afghanistan, und der Schatten wächst mit ihnen.

Mrs. Walker war oft traurig in ihrem Leben. Und sie übersieht das Heute, weil sie immer noch an früher denkt. Des-

wegen bin ich für sie nur irgendein Junge in einer Schuluniform und mit einem peinlichen Stimmbruch. Sie sieht mich an – und sieht vielleicht einen Strand und ihre leere Hand, die nicht mehr festgehalten wird.

Dabei war ich auch gestern und vorgestern da. Und vorvorgestern. Und davor elf Tage lang. Ich schwänze mal die eine, mal die andere Stunde, vormittags, nachmittags, heute ist es Französisch bei Madame Lupion. Scott hat gesagt, ich muss die Fehlstunden auf alle Fächer verteilen, damit es nicht so schnell auffällt.

Scott McMillan ist Spezialist. Im Schwänzen, im Googeln, im Dingetun, die sonst kein anderer macht. Außerdem im Schach, Zeichnen und Tadelsammeln. Eigentlich in allem.

Er ist dreizehn, hat einen IQ von 152, kann jede fremde Handschrift fälschen und hat einen reichen Vater, der ihn hasst. Ich habe nur einen IQ von 148, was uns unterscheidet in »genial« und »fast genial«, oder, wie Scott sagen würde: »*Moi, le Brainman*, und *toi*, die Besserwisserfachkraft, *mon ami*.« Scott *le Brainman* hat gerade seine französische Phase, seit er mit Mandarin und einem Klicklautdialekt aus Afrika durch ist.

Ich bin ebenfalls dreizehn, ein Synästhetiker, vulgo Synnie-Idiot, wie manche Jungs auf meiner Schule mich nennen, und ich habe einen Vater, der seit zwei Wochen im künstlichen Koma liegt. Das ist eine Art lange Narkose, nur dass er dabei kleine Sauger im Gehirn hat, die den Druck abbauen sollen, eine Maschine, die für ihn atmet, eine andere, die sein Blut kühlt, und noch eine, die für ihn isst und pinkelt. Heute soll er aufgeweckt werden.

In der Schule weiß keiner, dass mein Vater im Koma liegt, außer Scott. Was daran liegt, dass auch keiner weiß, dass Steve, der Mann meiner Mutter, nicht mein Vater ist. Au-

ßer Scott. Und der sagte mal: »Alter, du würdest schlagartig der interessanteste Junge der Schule sein, zumindest für eine goldene Woche. Überleg's dir gut, ob du darauf verzichten willst. Das sind Sternstunden des Lebens, einmal der spannendste Typ von allen zu sein. Auch wegen der Girls.« Er meint es nicht so. Girls gibt es eh nicht auf unserer Schule.

Scott und ich sind die einzigen Dreizehnjährigen aus Colet Court, die in den Mensa-Club aufgenommen wurden. Scott nennt den High-IQ-Verein den »Club der Schwachmaten«. Meine Mutter sagt, ich solle stolz auf mich sein, denn ich bin einer von nur zwei Minderjährigen unter den neunhundert »Junior Mensan« in England, aber auf Kommando stolz sein schmeckt wie kauen auf Alupapier.

Wenn sie wüsste, dass ich hier bin ...

Vielleicht wird sie mich zur Adoption freigeben. Vielleicht wird sie nie wieder mit mir reden. Vielleicht komme ich ins Internat. Ich weiß es nicht.

»Danke, Darling.« Sheila Walkers Stimme nimmt wieder ihre normale Farbe an, als sie das Klemmbrett mit der Anmeldeliste vom Tresen zu sich zieht und meinen Namen in den Computer überträgt. Ihre langen Nägel klappern in einem resoluten grünen Ton auf der Tastatur.

»Du musst in den zweiten, Samuel Noam Valentiner«, sagt sie betont, als ob ich das nicht wüsste.

Im zweiten Stock ist die Intensivstation für die Patienten, die die Stille und die Einsamkeit bewohnen. Und die deshalb hierherkommen. Ins Wellington Hospital, Abteilung für Neurologie. London Brain Centre. So was wie die NASA unter den Gehirnabteilungen.

Sheila Walker reicht mir einen Lageplan in DIN A4, er sieht so aus wie der von gestern und der von vorgestern. Sie kreist

mit beherzten roten Eddingkringeln ein, wo wir jetzt gerade sind, »hier«, wo ich hinmuss, »dort«, und wie sich diese zwei Punkte am kürzesten verbinden lassen.

»Am besten nimmst du gleich den Lift dort drüben und fährst in den zweiten Stock, Samuel Noam.«

Mrs. Walker könnte auch am Tresen der Tube arbeiten.

»Kensington bitte rechts, Darmdurchbrüche geradeaus, Leichenhalle am Getränkeautomaten links. Ihnen noch einen schönen Tag, Mr. Samuel Noam Valentiner.«

»Ihnen auch, M'am«, sage ich, aber da hat sie mich schon vergessen.

Am ersten Tag ist meine Mutter noch mitgekommen. Als wir vor den Aufzügen warteten, sagte sie: »Wir sind deinem Vater nichts schuldig, weißt du? Gar nichts. Wir sind nur hier, weil –«

»Verstehe«, unterbrach ich sie. »Du willst ihn nicht sehen. Du hast es dir selbst versprochen.«

»Warum?«, fragte sie nach einer Weile aufgebracht. »Wieso verstehst du immer alles, Sam? Du bist zu jung dafür!« Sie hielt mir den Lageplan hin. »Tut mir leid. Dein Vater macht mich einfach verrückt. Ach, Sam.«

Ihr gefiel es schon nicht, dass ich ihn heimlich gefragt hatte, ob er am Vater-und-Sohn-Tag Colet Court besucht. »Er kommt doch sowieso nicht«, hatte sie gesagt.

Ihre Stimme flutete mich, ein Klang wie ein Geruch, der Duft von Rosmarin im Regen, traurig, gedämpft. Ich spürte, wie lieb sie mich in diesem Augenblick hatte, ich merkte es daran, dass ich auf einmal atmen konnte, richtig atmen, wie auf dem höchsten Gipfel der Welt. Das nasse Knäuel, das sonst in meiner Brust ist, war fort.

Manchmal liebe ich meine Mutter so sehr, dass ich mir wünsche, ich wäre tot, denn dann würde sie endlich wieder

glücklich. Dann hätte sie nur noch ihren Mann Steve und meinen kleinen Bruder Malcolm. Sie wären eine richtige Familie, mit Vater, Mutter, Kind, und nicht mit Vater, Mutter, Kind und mir, dem Typen, der anderen nie in die Augen schaut, zu viel Science-Fiction liest und von einem Mann stammt, den sie nicht ausstehen kann.

»Hör zu«, schlug ich ihr vor. »Wenn ich so lange bei ihm bleibe, wie ich will, aber allein, wartest du dann in der Cafeteria auf mich?«

Sie nahm mich in ihre Arme. Ich konnte spüren, wie sehr sie sich danach sehnte, ja zu sagen, wie sehr sie sich schämte, es zu wollen.

Meine Mutter war nicht immer so. Es gab eine Zeit, in der sie als Fotografin arbeitete und in die Kriege ging. Als sie sich vor nichts fürchtete, vor nichts und niemandem. Aber dann passierte etwas, ich passierte ihr, wie ein Unfall, und alles wurde anders. Jetzt versucht sie, so unauffällig wie möglich durch ihr eigenes Leben zu gehen. Als ob sie vermeiden will, dass das Unglück auf sie aufmerksam wird.

»Bitte«, sagte ich. »ich bin fast vierzehn. Ich bin kein Kind mehr, *maman*.«

Meine Mutter ging schließlich in die Cafeteria, und ich fuhr allein in den zweiten Stock und zu dem Mann, der mein Vater ist, weil meine Mutter in einer Nacht, die sie »den peinlichen Moment« nennt, mit ihm geschlafen hat. Sie hat mir nie erzählt, wo und warum es passiert ist.

Sheila Walker sieht mir nicht nach, als ich zum Lift gehe und in den zweiten Stock fahre. Als Erstes muss ich einen Schutzkittel über mein Schuljackett anziehen, mir die Hände und Unterarme desinfizieren und eine ovale weiße Maske über Mund und Nase stülpen.

Die Intensivstation des Gehirnzentrums wirkt wie eine gro-

ße, hell beleuchtete Lagerhalle. An drei langen Wänden – A, B und C – stehen Betten, und unter der Decke laufen Vorhängeleisen entlang, um jedes Bett ringsum mit blauen Vorhängen zu einem Fach abtrennen zu können. In der Mitte der Halle ist eine erhöhte Plattform, darauf Tresen mit Computermonitoren und Reglertischen, an denen Ärzte und Ärztinnen sitzen, die Monitore beobachten oder telefonieren. Jeder Patient hat einen eigenen Pfleger oder eine eigene Krankenschwester. Es sieht aus wie ein Menschenlager, denn die Komapatienten haben Buchstaben und Nummern, keine Namen mehr. »A3 Glucoseabfall«, »B9 agitiert«. Niemand ist mehr wirklich.

Mein Vater ist C7 unter den Unwirklichen.

Am ersten Tag war sein Schädel auf der rechten Seite rasiert und mit orangerotem Jod bepinselt. Im Gesicht klebten breite weiße Heftpflaster, die den Beatmungsschlauch festhielten, und seine Haut war blau und grün und violett. Die Farben von Nacht, Stärke, Traum. Als ich den Raum das erste Mal betrat, war es, als hätte ich einen Ball aus nassem, flüssigem Beton geschluckt, der sich bei jedem Atemzug in meinem Bauch verhärtete. Diesen Betonball trage ich seitdem mit mir herum.

Ich sagte schon, dass ich ein Synnie-Idiot bin. Ich empfinde die Welt auf andere Weise als andere. Ich sehe Klänge, Stimmen und Musik farbig. Die U-Bahn in London klingt grau-blau, wie eine Satteltasche voller Messer. Die Stimme meiner Mutter ist weich, weicher Flor über einem zugefrorenen See, sie ist violett. Meine Stimme ist zurzeit gar nichts. Wenn ich Angst habe, ist sie hellgelb. Wenn ich spreche, ist sie hellblau, wie ein Strampler. Sie bricht, und am liebsten würde ich schweigen, bis es vorbei ist.

Stimmen von Menschen, die wissen, wer sie sind und was sie

können, haben grüne Stimmen. Dunkelgrüne Stimmen, groß und ruhig wie ein alter, weiser Wald.

Für mich haben auch Zahlen Farben. Die Acht ist grün, die Vier ist gelb, die Fünf ist blau. Buchstaben sind Persönlichkeiten. Ein R ist aggressiv, ein S ist tückisch, und das K ist ein heimlicher Rassist. Das Z ist sehr hilfsbereit und das F eine Diva. Das G ist stark und ehrlich.

Wenn ich einen Raum betrete, kann ich spüren, welche Gefühle in ihm am häufigsten gefühlt werden. Wenn die Schatten so dicht sind wie bei Mrs. Walker, kann ich spüren, wie schwer das Herz des Menschen ist. Ich schaffe es einfach nicht, anderen in die Augen zu schauen. Es steht zu viel darin, und vieles davon verstehe ich nicht. Manchmal habe ich Angst, ich sehe, wann sie sterben. Das ist mir beim Hausmeister von Colet Court mal passiert und bei unserer Nachbarin, Mrs. Logan.

Synästhesie wurde früher krankhaft genannt. Krankhaft schüchtern, krankhaft übersensibel, und für die Familie ist so ein Fall eine echte Strapaze. Die Kinder schreien ständig, weinen schnell und sind auch sonst komisch.

Wenn sie erwachsen sind, werden sie oft Borderliner oder sind die totalen Schizophrenen, kriegen Depressionen, viele bringen sich um, weil sie die Welt und wie sie sie sehen nicht mehr aushalten. Hypersensible Heulsusen.

Wenn es eine Pille gäbe, die dagegen hilft, würde ich sie schlucken wie Smarties.

Als ich am ersten Tag durch die Halle der Unwirklichen ging, war es, als bluteten ihre Seelen ihre Farben aus. So was sehe ich, und ich könnte gern darauf verzichten.

Dann sah ich diesen Mann in C7 an und fühlte: gar nichts.

Das war seltsam.

Ich fühle nie nichts.

Aber es stimmte: Er war ein Fremder, der auf dem Rücken auf einer Liege aus Aluminium lag, regungslos. Um ihn herum waren die Schatten dicht. Mondfarben. Seine Augen waren geschlossen, und nichts drang aus ihm heraus.

Dieses Nichts beruhigte mich, auf eine seltsame, kühle Art. Vorsichtig setzte ich mich auf die Bettkante.

Immer noch nichts.

Ich war erleichtert. Wenn ich nichts fühlte, dann musste ich meinen Vater nicht weiter vermissen, dann konnte ich aufhören, ständig an ihn zu denken, dann konnte ich aufhören, überall nach ihm zu suchen. Dann musste ich nicht wiederkommen. Dann würde meine Mutter Frieden finden.

Dann aber sah ich das Scoubidou.

Das Scoubidou änderte alles.

Mein Vater trug ein geflochtenes Plastikbändchen um das Handgelenk seines freien rechten Arms. Es war dunkelblau, hellblau und orange.

Ich hatte es vor zwei Jahren geflochten und ihm geschenkt. Per Post. Meine Mutter sagte, er würde es eh nicht tragen. Er würde es in den Müll werfen.

Ich glaubte ihr, wie immer, auch wenn ich stets etwas anderes hoffte – letztlich glaubte ich ihr, dass mein Vater der Mann ist, den sie mir immer beschrieb. Hart, egoistisch, sorglos.

Aber er trägt es. Er trägt mein albernes, kindisches Plastikarmband in meinen drei Lieblingsfarben Nacht, Meer und Sommermorgen.

Er trägt es.

Ich weiß nicht, wie lange ich da saß und auf das Gummibändchen starrte, dieses Drei-Penny-Ding, das alles änderte. Ich weiß nur, dass der Stationsleiter Dr. Foss – »Nenn mich einfach Fossy, mein Junge!« – irgendwann zu mir trat, seine Hand leicht auf meine Schulter legte und mit seiner britisch

nasalen Stimme sagte, mein Vater habe Glück gehabt. Sein Schädel sei gebrochen, aber sein Gehirn litte nicht mehr unter dem Druck der Schwellung, und die Großhirnrinde sei kaum beeinträchtigt.

Zufällig kam Gott vorbei und bellte: »Valentiner, glaub Fossybär nichts. Wir werden deinen Vater noch ein paar Mal operieren müssen, und erst danach können wir sehen, wie viel wir falsch gemacht haben.«

Gott heißt Dr. John Saul, sieht aus wie ein Wikinger mit seinem blonden Haar, seinen breiten Rudererschultern und seinem Wangenbart, und ist der Chef der NASA, also des London Brain Centre. Wenn er die Intensivhalle mit den Unwirklichen betritt, halten alle Pfleger und Ärztinnen kurz den Atem an. Es ist eine silbrige Kühle um ihn wie ein unsichtbarer Mantel. Sie alle hoffen, dass er Wunder vollbringt. Sie nennen ihn heimlich Gott, denn er weiß alles. Auch dass sie ihn Gott nennen. Und Dr. Foss, mit seinen grünen Cordhosen, seinen curryfarbenen Strümpfen, seinen kleinkarierten violetten Hemden und seinen Club-Hosenträgern ist sein Heiliger Geist, der seine Frisur wie John Cleese trägt, jeden Nachmittag eine halbe Stunde Tee trinkt und dabei Quizduell auf seinem in schottischem Karo eingefassten Smartphone spielt.

In der Nacht nach dem ersten Krankenhausbesuch habe ich mit Scott gekypt, während meine Mutter mit ihrem Mann Steve leise Sex hatte. Mein Bruder Malcolm hatte Angst, wieder einen Alptraum zu bekommen, und wollte unbedingt bei mir bleiben. Als er einschlief, war es, als stiege sein Geist eine lange Steinstiege in die Dunkelheit hinab. Ich hörte seine Schritte. Aber im Vergleich zu meinem Vater war er nah, ganz nah an der Oberfläche, immer noch zu spüren. Ich erzählte Scott davon, dass mein Vater »weg«

war. Scott saß auf dem Klo. Die McMillans haben mehr Klos in ihrer Villa, als das Reihenhaus meiner Mutter Mariefrance Zimmer besitzt. Wir wohnen in Putney. Scott in Westminster. Putney ist Swatch. Westminster ist Rolex.

Wir googelten die Stichworte »Schädelhirntrauma«, »künstliches Koma« und »Großhirnrinde«. Oder vielmehr: Scott googelte, ich starrte in die Dunkelheit und lauschte seinen rasend schnellen Tippgeräuschen und Malcolms tiefen Atemzügen. Ich dachte an das Scoubidou. Und daran, dass ich meinen Vater unter dem Schaumteppich aus Narkosemitteln nicht hatte spüren können.

»Wow. Künstliches Koma und Schädelhirntrauma hat Michael Schumacher auch«, dozierte Scott. »Wenn die Leute nicht gleich daran sterben, dann ...«

»Halt die Klappe.«

Wenn er es nicht aussprach, würde es nicht passieren. Es *durfte* einfach nicht passieren. Nicht jetzt. Nicht so.

»Klar willst du das nicht hören. Musst du aber. Oder willst du, dass sie dich anlügen? Sie lügen uns immer an, erst weil wir Kinder sind, und dann, weil wir keine Kinder mehr sind.« Scott holte Luft. »Also, hör dem *Brainman* zu. In der Großhirnrinde sitzt die Persönlichkeit. Wenn die gerissen ist, bist du erst mal Gemüse. Oder total aggro. Kann sein, dass dein Dad aufwacht und so was von aggro ist, dass er auf einmal Amok läuft. Oder sich umbringt. Oder dich. Oder er denkt, dass er jemand anderer ist. Manche Leute kommen wieder und können auf einmal Sachen.«

»Sachen?«

»Ja, Auren sehen, Tibetisch sprechen oder Gedanken hören.«

Ich sagte ihm nicht, dass ich zwei der drei Dinge manchmal auch kann.

Er tippte wieder, murmelte: »Aha. Du musst ihm die Hand geben. Wenn er sie drückt, ist er noch da.«

Malcolm drehte sich seufzend in meinem Bett um. Ihn konnte ich ganz genau spüren, obwohl er schlief und träumte. Aber mein Vater ... mein Vater war an einem Ort jenseits der Träume.

»Wo soll er denn sonst sein?«, fragte ich Scott.

»Abgefahren«, murmelte er statt einer Antwort. »Ich bin gerade in einem Selbsthilfeforum von Leuten gelandet, die haben im Koma Gott und so getroffen.«

»*Und so?* Wen denn *und so?* Elvis?«

Wir lachten, dann fiel Licht in Scotts Skype-Klo, er sagte: »Oh, Mist, mein Vater!« und legte auf. Ich blieb im Dunkeln an meinem Schreibtisch sitzen.

Drückt er deine Hand, ist er noch da.

Ich musste herausfinden, ob mein Vater noch da war. Ich musste.

Als meine Mutter fertig war, mit ihrem Mann zu schlafen, ging sie in Malcs Zimmer, um ihm gute Nacht zu sagen, wie jeden Abend. Als sie ihn nicht fand, klopfte sie bei mir, trug meinen schlaftrunkenen Bruder zu seinem eigenen Bett und kam danach noch einmal zurück.

»Sam, ich werde die unbefristete Besuchserlaubnis für dich nicht unterschreiben. Ich will nicht, dass du ständig ins Krankenhaus gehst. Du musst dich auf die Prüfungen konzentrieren, hörst du? Das ist jetzt am wichtigsten. Wenn du in ein paar Wochen noch mal zu ihm gehen willst, gut, darüber können wir reden.«

Meine Mutter zahlt knapp neunzehntausend Pfund im Jahr, damit ich die Colet Court School besuchen darf. Ich bin der Grund, warum sie wenig Geld hat und unglücklich ist. Aber ich dachte nur an das Scoubidou und sagte: »Okay.«

»Dein Vater hat sich nie um dich gekümmert. Es ist nicht nötig, dass du dich jetzt um ihn kümmerst. Das hört sich hart an, Sam, aber es ist zu deinem Schutz, hörst du? Du wirst sonst nur noch mehr enttäuscht.«

Ich wiederholte: »Okay.«

Was sollte ich ihr schon antworten? Ich wusste endlich, wo mein Vater war. Auf C7. Ich wusste, dass er mein Scoubidou trug. Sie hatte sich in ihm getäuscht.

Oder mich über ihn?

Auf jeden Fall wusste ich, dass ich wieder hingehen würde. Um seine Hand zu drücken. So lange, bis er eines Tages zurückdrückte.

Aber ich verriet ihr all das nicht, und es war das erste Mal, dass ich meiner Mutter etwas wirklich Wichtiges verheimlichte.

Es sollte nicht das letzte Mal bleiben.

Scott brachte mir am zweiten Tag einen Packen ausgedrucktes Zeug über Gehirnverletzungen mit in die Schule.

»Fast alle haben Delir, wenn sie aus dem künstlichen Koma zurückgeholt werden«, erklärte er mir in der großen Pause, die wir, anstatt in der Schulkantine, hinter der Aula auf dem täglich gepflegten Hockeyplatz des St.-Paul's-Gymnasiums verbrachten. Wenn die Prüfungen vorbei waren und wir zu den Besten gehörten, würden auch wir Pauliner werden. Alle Pauliner machten Karriere, das sagten zumindest die Mütter der Pauliner. Und die Jungs wussten alle schon mit sechzehn, was sie mal studieren und für den Rest des Lebens tun und sein wollten.

Es gab nichts, was mich jetzt gerade weniger interessierte.

»Delir, das ist der totale Angstwurm. Halluzinationen und Alpträume, du weißt nicht mehr, wer du bist oder wer die

Leute sind. Dein Dad könnte dich für einen Ork halten. Oder einen Synnie-Idioten.«

»Ach, leck mich.«

»Hier? Das würde sich rumsprechen, *mon ami*.«

Ich schwieg. Zum ersten Mal konnte ich über Scotts Witze nicht lachen. Er schaute mich aufmerksam an hinter seinen eckigen Glasbausteinen von Brille, die er seit neuestem trug. Freiwillig. Um wie ein Nerd auszusehen. »Du weißt schon, wegen der Girls.« Die es auf Colet nicht gab.

»Wann gehst du wieder zu ihm, Sam?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Meine Mutter will es nicht.« Scott knibbelte an seinen drei Haaren am Kinn, die er vergeblich versuchte, zu einem Bart wachsen zu lassen.

»Sie kann's nicht ab, dass du ihn magst, *mon copain*. Eifersucht. Hat mein Dad auch. Er hasst es, dass meine Mutter mich mag. Das übliche Problem sämtlicher Väter bei der Geburt des ersten Sohns«, sagte er wichtiguerisch. Dass er Psychologie studieren will, weiß Scott schon, seit er neun Jahre alt ist und regelmäßig zu einer Psychotherapeutin in der Nähe der St.-John's-Kirche geht, die mit den Einhörnern im Wappen. Schwerpunkt Psychotik und Somatik. Jetzt beobachtete er eine Gruppe älterer Pauliner, die keine Schuluniform mehr tragen mussten, sondern anziehen durften, was sie wollten, Hauptsache, es waren ein Jackett, ein gebügeltes Hemd und eine Krawatte dabei, sowie Hosen, die die Waden bedeckten. Sie hielten sich gegenseitig die Türen auf.

»Wo ist der Unfall eigentlich passiert, Valentiner?«

»Auf der Hammersmith Bridge« antwortete ich, »gestern früh«, und als er und ich uns ansahen, wurde mir hochbegabtem Idioten endlich etwas klar. Genies brauchen für die einfachen Dinge immer länger, wir sind total alltagsinkompatibel und peinlich.

»Merde, Valentiner. Das ist hier um die Ecke. Das ist hier um die verdammte Ecke! Deinen Dad hat's erwischt, als ...«
Scott verstummte.

Ja. Was bedeuten würde ...

Mein Vater war auf dem Weg zu mir.

Er wäre gekommen.

Er wäre gekommen!

Das Glücksgefühl brannte nur so lange hell und leuchtend, bis mich die Schuld wie ein Schuss aus dem Himmel holte und meinen Kopf auf einen Felsen drosch. Immer wieder. Hätte ich ihm nie die E-Mail geschrieben, wäre er nie auf der Brücke gewesen. Hätte ich ihn nicht gebeten zu kommen, läge er jetzt nicht im Krankenhaus, halbtot. Hätte ich ...

»Valentiner?«, fragt Scott.

Ich konnte nicht antworten.

»Valentiner! Was immer du auch gerade denkst, sieh dir das an und denk dann noch mal!«

Er hielt mir sein Smartphone hin. Es ist ungefähr dreiundfünfzig Mal so teuer wie meins, und ich sah darauf einen verwackelten Handyfilm, den Scott bei YouTube aufgerufen hatte. Und nicht nur er, sondern auch 2,5 Millionen andere. Der Film trug den Titel »A real Hero«, ein wahrer Held.

Es war ein Mann, der in der Themse schwamm. Die Kamera zoomte, und sehr undeutlich war zu sehen, wie der Mann tauchte und wenig später mit einem nassen Bündel wieder nach oben kam. Erst als er das Bündel an Land brachte, war zu erkennen, dass es ein Mädchen war. Der Mann trug das Kind bis zur Hammersmith Bridge. Der Film wackelte, als der Mann auf die Kamera zuging und sagte: »Haben Sie nur gefilmt oder auch Hilfe geholt?«

Vier Sekunden später rammt ihn der Wagen.

Der Film bricht ab.

Der Mann war mein Vater.

»Dein Vater ist eine coole Sau«, kommentierte Scott trocken.

»Du solltest ihm das eines Tages sagen.«

Die Helligkeit, das Glück, das mein Herz so jäh zerschnitten hatte mit Wärme und Kraft, als ich meinen Vater in dem Film sah, warf den tiefsten Schatten nach Scotts Worten.

Die Sehnsucht danach, diesem lebendigen Vater alles zu sagen, alles, was ich je dachte, alles darüber, wer ich bin, wurde zur Verzweiflung, als ich erneut an den regungslosen Menschen dachte, in den er sich verwandelt hatte. Regungslos und fern von dieser Welt.

Ich zog langsam den Erlaubnisschein hervor, den meine Mutter nicht unterschreiben wollte, und zeigte Scott auf meinem Handy die Aufnahme ihrer Visakreditkarte, deren Rückseite mit ihrer Unterschrift ich am Morgen diskret fotografiert hatte. Nur zur Sicherheit. Ich hatte es nicht verwenden wollen.

Bis eben. Bis zu diesem Film.

»Kriegst du das hin?«

»Pff«, machte Scott, nahm mir das Handy und das Papier aus der Hand und zückte seinen Füller.

Heute Mittag rieb ich also meine Augen mit Sand und täuschte der Französischlehrerin Madame Lupion einen Allergiefall vor. Dann fuhr ich mit knallroten, juckenden und tränenden Augen ins Wellington.

In der U-Bahn achtete niemand auf mich. Es wird nicht gesprochen in der Londoner Tube, keiner schaut jemanden an. Man tut immer so, als wäre man ganz allein auf der Welt, selbst wenn man mit dem Gesicht voran in die Achselhöhle des Nebenmanns gepresst wird. In der Londoner Tube ist

die Luft überhaupt dreiundsiebzigmal schlechter als überirdisch.

Auch Sheila Walker hat meinen Augen eben keine Beachtung geschenkt. Sie brennen.

Dr. Saul klebt im Warteraum der Intensivstation gerade ein Stück Papier an die Wand. Darauf steht: »Das ist eine neurologische Fachklinik, kein Clubraum, also trinken Sie leise Ihren Tee und unterhalten Sie sich nicht.«

Ich versuche, an Gott vorbeizukommen, ohne dass er mich bemerkt.

»Stopp, Valentiner. Was ist mit deinen Augen?«, schnauzt er, ohne sich umzudrehen. Sorgfältig klebt er die letzte Ecke des Zettels fest. Seine Unterarme sind kräftig, und seine Finger zittern nie.

»Ich ... ich habe eine Allergie, Sir.«

»Ach ja? Ich habe auch eine. Gegen Lügner, Valentiner.«

»Vielleicht war es ... Sand?«, antworte ich vorsichtig, und schiebe zur Sicherheit ein devotes »Sir?« hinterher.

Gott dreht sich zu mir um. Er hat ein blaues und ein grünes Auge. Das blaue rechte ist kalt, das grüne linke ist warm. Es sind zwei Männer, die mich aus dem Wikinger Gesicht mit dem rotblonden Bart ansehen.

»Sand. Aha. Du siehst aus, als hättest du mit dem Gesicht voran in der Sandkiste geschlafen. Willst du blind werden? Nein? Schon mal was von Neuronavigation gehört?«

Ich stammele: »Nein, Sir«, er knurrt: »Dann komm« und nimmt mich mit, ein Stockwerk höher und in den Vorführraum des Magnetresonanztomographen.

»Darf ich vorstellen: das Monster«, sagt Dr. Saul. »Das ist ein funktioneller Magnetresonanztomograph, er misst die Hirnaktivitäten. Das verdammte Ding kostet zwei Millionen Pfund in der Anschaffung und gilt als der ›Gedanken-

leser« von England. Er ist so schlau, dass wir ihn kaum verstehen.«

Er deutet auf einen Stuhl und brummt: »Hinsetzen, Kopf zurück, Augen auf!« Dann träufelt er mir Tropfen auf die Augäpfel, die das brennende Gefühl lindern.

Ich bin mir auf einmal sicher, dass Gott sehr oft sehr allein ist. Dr. Saul löscht das Licht und schaltet die Projektoren ein. Die ganze Wand ist plötzlich tapeziert mit Gehirnen in Scheiben. Die Dunkelheit tut meinen Augen gut.

Dr. Saul fährt langsam, fast streichelnd, mit den Fingern über die Scans an der Wand. »Hier, ein phantastisches Aneurysma, das stopfen wir aus, wir nehmen den Zugang durch den Oberschenkel und arbeiten uns durch die Adern vor. Und schau mal dort, ein kapitaales Hämangioblastom, sitzt wie eine Erbse in der Schote.« Seine Stimme verändert sich, während er die Konturen der Gehirne an der Wand mit den Fingern nachfährt. Von schwarz zu hellgrün und zu rosensfarben. Gott liebt Gehirne.

»Hast du schon mal in die Seele geschaut, Valentiner?«

Dann ruft er eine Mikroskopieaufnahme eines Gehirns auf.

»Das sind die beiden Hälften, vom Rückenmark und dem Nacken aus betrachtet, so als ob du vom Genick durch einen Tunnel nach oben steigst und einen langen Flur entlangschreitest, bis der Hirnstamm endet und du aus dem Kleinhirn in das Zentrum des Gehirns trittst. In die geheime Kammer. Das Zentrum unserer Menschlichkeit.«

Er zieht das Bild größer, bis es die ganze Wand einnimmt. Es sieht aus wie eine Kathedrale. Venen als Tragebögen, Zellen wie hohe, gewölbte Dächer. Es ist wunderschön. Wunder schön und sehr seltsam.

»Eine Kirche aus Gedanken«, flüstere ich.

Gott sieht mich mit seinen zweifarbigen Augen an. So als ob ich für ihn bisher unwirklich gewesen wäre, Ableger von C7. Und jetzt gerade wirklich werde.

Sein kühles Auge wird warm.

Dann nickt er langsam. »Genau, Samuel«, wiederholt er leise. »Das Gehirn ist eine Kirche aus Gedanken.«

Brüsk schaltet er das Licht an und wird wieder zu dem blonden Wikinger mit der Stirn und den Schultern eines Stiers.

»Gut. Du fragst dich, ob dein Vater sterben wird, ja?«

Gott traut sich wirklich alles, auch die schlimmsten Fragen zu stellen.

Er nimmt einen Whiteboardstift und malt einen großen, schwarzen Punkt auf eine abwischbare Tafel.

»Das ist ›Wachsein‹, klar?« Er schreibt »Wach« an den schwarzen Punkt, und ringsum zeichnet er fünf konzentrische Kreise. Ganz außen, auf die Außenfläche, schreibt er »Tod«, oben, unten, und an den Seiten.

In die Zonen, die sich von dem Punkt »Wach« nach außen hin entfernen, schreibt er »Benommen«, »Schlaf«, »Bewusstlosigkeit«, »Koma«, »Hirntod«.

Der Stift quietscht auf der Tafel.

»Es gibt verschiedene Lebensformen am Rande des Todes«, erklärt Gott. Er tippt auf die Zone »Koma«, nimmt einen anderen, roten Stift und malt drei Striche dazu. »Das schwere, das mittlere und das leichte Koma. Aber hier, Sam, näher am Kern«, Saul schraffiert die Ringe »Schlaf« und »Bewusstlosigkeit«, »viel dichter am Wach, das sind die Schichten, in denen dein Vater jetzt lebt. Siehst du? Näher am Leben als am Tod. Verstanden?«

Ich nicke. Ob Gott auffällt, dass er Bewusstlosigkeit und Koma beschreibt, als seien es Orte, nicht Zustände?

Dr. Saul wirft die Marker achtlos auf den Tisch.

»Kleiner Tipp«, bellt er beim Rausgehen. »Nimm das nächste Mal Zahnpasta statt Sand.«

Während ich zurück zum Fahrstuhl gehe, um wieder hinunter in den zweiten Stock zu fahren, denke ich darüber nach, was ich meinem Vater heute alles erzählen will. Vielleicht von Sauls Modell. Der Scheibenwelt.

Ich frage mich, ob man träumt, jenseits der Schlafzone. Und ob ein künstliches Koma aus Medikamenten dem echten Koma ähnlich ist oder nicht. Und ob man weiß, dass man im Koma liegt. Ich weiß im Traum nicht, dass ich träume. Ist Koma eine Art Leben, ohne zu wissen, dass man gar nicht lebt? Wie in der Matrix?

In den letzten Tagen hatte ich manchmal das Gefühl, meinen Vater spüren zu können. Es war etwas Unruhiges in ihm. Als ob – und das sind Gedanken, die ich Scott nie erzählen werde –, als ob er in einem Labyrinth aus Nacht und Angst den Weg zurück in die Wirklichkeit sucht. Jetzt weiß ich, dass es stimmen könnte. Wenn Wach und Schlaf und Koma nicht Zustände sind, sondern Orte, dann ist mein Vater unterwegs zwischen diesen Orten.

Oder Welten. Zonen, die immer dunkler werden, je näher sie dem Tod kommen.

Während ich auf den Lift warte, stelle ich mir diese Welten wie einen riesigen unterirdischen Raum vor.

Sie liegen wie Scheiben übereinander und werden unfassbarer, je weiter man sich vom Wachpunkt entfernt. Am äußersten Ende weiß niemand, wie es aussieht. Vielleicht ganz anders. Vielleicht ist Koma keine Dunkelzone. Vielleicht sieht es genauso aus wie das Leben in der Wachzone? Da, wo ich sitze und darauf warte, dass mein Vater meine Hand zurückdrückt. Dass er nur einmal ganz nah an den Wachpunkt

kommt, durch alle Etagen und Zonen und Dunkelheiten. Über Treppen und Gänge, die sich im Nebel der Medikamente und der Träume plötzlich öffnen und ihn für wenige Momente durch alle Zwischenzonen zwischen Wach und Tod auftauchen lassen.

Wenn er meine Hand drückt, ist er noch da.

»Ich bin da, Sam, ich bin da ... auch wenn ich woanders bin. Ich komme zurück.«

Aber bisher drückte er meine Hand nicht zurück. Nicht nach der ersten Operation, nicht nach der zweiten, als sie die angerissene Milz geflickt haben und den gebrochenen Arm nagelten, nicht nach zehn Tagen.

Vielleicht heute?

Eddie

Sie sehen heute etwas verärgert aus, Mrs. Tomlin.«

»Ich bin nicht verärgert, Dr. Foss.«

»Natürlich. Verzeihen Sie.«

»Ich bin unglaublich wütend. Das ist ein Unterschied, finden Sie nicht?«

»Selbstverständlich, Mrs. Tomlin.« Dr. Foss bleibt freundlich wie ein Butler, der mir Tee serviert. Ich höre, wie ich trotzdem lauter werde. Meine Angst schreit wie ein geblendetes Tier.

»Tun Sie überhaupt etwas? Oder lassen Sie ihn einfach krepieren, weil er sonst zu teuer wird?«

Ich sehe Dr. Foss' Gesicht im Spiegel, er steht hinter mir. In dem gekachelten, hell ausgeleuchteten Raum, in dem ich mir seit vierzehn Tagen täglich den Schutzkittel an- und ausziehe, mir die Hände und Unterarme desinfiziere und eine ovale weiße Maske über Mund und Nase ziehe. Dr. Foss presst kaum wahrnehmbar die Lippen zusammen und schlägt die Augen nieder. Ich habe ihn gekränkt.

Gott sei Dank. Auf eine gewisse Art empfinde ich Dankbarkeit, dass es noch kränkbare Leute in englischen Krankenhäusern gibt. Wer kränkbar ist, hat Gefühle, und wer Gefühle hat, fühlt mit.

»Entschuldigen Sie. Ich bin sonst anders. Hoffe ich.«

Dr. Foss lächelt sein verbindliches Lächeln, sagt: »Selbstverständlich« und bindet mir den blaugrünen Kittel um. So wie er steht und geht und seine Arbeit macht, könnte er wahlweise ein teuer ausgebildeter Diener der Queen sein oder ein adeliger, gut erzogener Spion. Er ist einer von der seltenen

Gattung Gentlemen, die bei einer Havarie so lange auf dem sinkenden Schiff aufrecht stehen bleiben, bis Frauen und Kinder in absoluter Sicherheit sind.

Er ist sogar so gentlemanlike, mir den Mundschutzgummi hinter dem Kopf ein wenig höher zu schieben. Vorsichtig, als könnte ich explodieren.

Mit dem Ellbogen drücke ich auf den Spender des Desinfektionssprühgels an der Kachelwand und verreihe es zwischen meinen Händen. Sie zittern. Gebräunte Hände, die vibrieren wie Flügel, mit Füllerflecken.

»Haben Sie Geduld mit sich«, sagt er sanft.

Ja. Klar. Ausgerechnet. Ich habe nie Geduld mit mir. Meist mag ich mich nicht mal. Energisch drücke ich noch mal auf den Spender, um Foss nicht ansehen zu müssen.

»Jeder Patient braucht einen Menschen, der an ihn glaubt. Glauben Sie an Mr. Skinner, Mrs. Tomlin! Wenn er einen guten Grund hat, um aufzuwachen, dann ...«

Ich will Foss fragen, von welchem Kalenderblatt er das abgelesen hat. Ich will ihm entgegenschleudern, dass ich für Henri Skinner kein guter Grund bin, jedenfalls nicht gut genug. Nach einer knapp drei Jahre andauernden, völlig verquerten On-off-Beziehung, in der ich Henri manchmal monatelang nicht sah, hat er mir das vor zwei Jahren hinreichend klargemacht. Dass ich nicht die bin, die er für den Rest des Lebens an seiner Seite will.

Ich habe Henri damals zum ersten Mal gesagt: »Ich liebe dich, ich will dich, für immer und darüber hinaus, für dieses und für alle anderen Leben.«

Und er hat geantwortet: »Ich dich nicht.«

Die Welt wurde dunkel.

Ich habe gerade erst aufgehört, mich zu schämen.

Ich habe gerade erst aufgehört, ihn zu vermissen.

Ich habe gerade erst dieses Verlangen gebändigt, für das es keine Worte, keine Logik gibt.

Ich habe gerade erst angefangen, die Möglichkeit eines anderen Lebens, mit einem anderen Mann in Betracht zu ziehen! Und dann katapultiert sich Henri mit Gewalt zurück in meine Tage, meine Nächte, in mein Sehnen.

Als ich seinen Namen hörte, von den Beamten – »Kennen Sie Henri Malo Skinner?« –, da waren drei Dinge auf einmal wieder präsent.

Die glatte, schwere Wärme seines Körpers auf meinem.

Die Nacht am Strand, mit den grünen Sternschnuppen, als wir einander davon erzählten, wie wir als Kinder waren.

Und sein Gesichtsausdruck, als er ging.

Dass Henri meinen Namen in seinem Handy und auf einem kleinen eingeschweißten Zettel in seinem Reisepass als »Kontakt in Notfällen« eingetragen und sogar die Patientenverfügung auf meinen Namen ausgestellt hatte, kam für mich genauso überraschend wie der Anruf der Polizei vor fünfzehn Tagen. Die Beamten, ein verlegener Dicker und eine unruhige Rothaarige, waren ziemlich irritiert, als ich ihnen erklärte, dass ich weder Henris Lebensgefährtin noch Verlobte noch Cousine war. Und dass ich ihn vor ungefähr zwei Jahren zuletzt gesehen hatte. Am zweiten Januar 2014 gegen 8.45 Uhr.

Ich liebe dich, ich will dich, für immer und darüber hinaus, für dieses und für alle anderen Leben.

Ich dich nicht.

Und wie ich ihm daraufhin eine Ohrfeige gab und ihn rauswarf.

»Hau ab!«, hatte ich geschrien und eigentlich sagen wollen:

»Bleib!«

»Hau ab!«, brüllte ich und flehte innerlich: »Liebe mich!«

»Hau, verdammt noch mal, ab!« hieß eigentlich: »Geh, bevor ich mich selbst noch mehr demütige!«

Er ging.

Nie werde ich sein Gesicht vergessen, als er sich an der Tür noch mal umdrehte. So als ob er das Weggehen nicht fassen konnte und er auf einmal die Rückseite unserer Zeit sah und sich fragte, wie er bloß über die Grenze geraten war.

Diese Verzweiflung in seinem Gesicht.

Beinahe hätte ich gesagt: »Bleib!« und »Es ist egal, du musst mich nicht lieben«.

Ich hätte es so gemeint. Meine Liebe war größer als die Sehnsucht, geliebt zu werden. Und es war schlimmer, dass er meine Liebe nicht wollte, als nicht zurückgeliebt zu werden.

Ich habe keinen Schimmer, ob das normal ist.

Zwei Jahre vermisste ich Henri, jeden Tag, dann traf ich Wilder Glass, der mich begehrt und will. Ich bin nicht mehr die Frau, die Henri M. Skinner so sehr liebte, dass sie dieses und alle anderen Leben mit ihm verbringen wollte. Nein. Jenes alte Ich ist eine verlassene Hülle. Eines, das mir einen Schamschauer über die Haut jagt, wenn ich daran denke.

Und jetzt bin ich hier. Die Frau, die er nicht wollte, aber in seine Patientenverfügung eintrug.

Ich bin die für Notfälle. Fürs Sterben. Nicht fürs Leben.

Was soll das?

Wilder weiß nicht, dass ich seit zwei Wochen jeden Tag ins Wellington gehe. Mal bin ich angeblich bei Lesungen oder bei Agenturen, mal treffe ich mich mit hoffnungsvollen Autorinnen und Autoren. Phantastiker, Utopisten, als Verlegerin habe ich da viel zu tun, Wilder fragt nicht nach, und eifersüchtig ist er nie. Wilder David Stephen Ptolemy Glass hat zu viel Stil, zu viel teure Erziehung, zu viel Verstand und

selbst einen zu beneidenswerten Ruf in der Literaturbranche, um jemals auf irgendwen eifersüchtig zu sein.

Ich hasse es zu lügen und tue es doch so automatisch, als würde mir die Wahrheit gar nicht zur Verfügung stehen.

Denn was ist schon Wahrheit?

Eine Sache von ausreichender Phantasie.

Und wie soll man seinem Lebensgefährten auch erklären, warum man sich auf einmal um einen Ex-Freund kümmert, über den man nie gesprochen hat?

Allein die Tatsache des Nie-darüber-Sprechens würde jeden anderen Mann misstrauisch machen. Wilder Glass vielleicht nicht.

Ich weiß nicht, warum ich hier bin. Ich kann es aber auch nicht lassen. Es wäre ein zu großer Kraftaufwand, mich zu verleugnen, also ziehe ich die Qual einfach vor und tue es.

Überall hängen hier Schilder und Zettel.

Im Kittelraum hängen die verdammten Regeln, ohne die die meisten Besucher vermutlich schreiend auf ihre reglosen Angehörigen einschlagen würden, um sie zu einer Reaktion zu bringen.

- 1) *Benehmen Sie sich in Gegenwart des Patienten ruhig, freundlich und respektvoll.*
- 2) *Vermeiden Sie zu hastige Bewegungen und zu laute Schrittgeräusche.*
- 3) *Wir reden nicht über den Patienten, wir reden mit ihm.*
- 4) *Nähern Sie sich bedächtig und stets so, dass der Patient Sie wahrnehmen kann und nicht erschrickt, wenn Sie ihn berühren oder ansprechen.*

So gehen nicht mal Eheleute miteinander um.

Und Henri hat sich in den zwei Wochen nicht gerührt. Nicht

geblinzelt, nicht gestöhnt, gar nichts. Eingefroren in einen unsichtbaren Eisblock aus Narkose- und Schmerzmitteln, so kühl von den Maschinen, die seine Körpertemperatur heruntergeregelt haben. Alle acht Stunden wird die Tiefe seiner Sedierung gemessen. Minus fünf auf der Richmond-Skala heißt: unerreichbar. Bei minus drei würde er sich in die Welt zurückhangeln, bei minus eins ist er erwacht. Ich stelle mir vor, dass er auf seinem Weg zu minus eins durch schwarzes Nichts wadet.

»Bereit, Mrs. Tomlin?« Foss' Stimme ist auch leise und respektvoll. Für ihn sind vermutlich alle Menschen Patienten und auf irgendeine Art und Weise krank.

Ich antworte: »Ja.«

Ich bin es nicht. Ich habe Angst. Die Angst ist eine austreibende Schlingpflanze, die sich um mein Herz legt, um meinen Magen, um meinen Kopf, und mich dazu bringen will, ans Ende der Welt zu laufen und mich im Dunkeln zu verstecken.

Dr. Foss sieht mich mit seelenvollen Augen an, er ist ein riesengroßer Balu-Bär. Sein Chef, Dr. Saul, ist ein riesengroßes Arschloch.

Er ist wenig begeistert davon, dass ich bei dem Aufwachversuch dabei sein will.

»Sie haben Angst, Tomlin« – Dr. Saul nennt mich Tomlin, als sei er mein Drill Instructor und ich ein Fußsoldat –, »Ihre Angst stört mich bei der Arbeit und überträgt sich auf Mr. Skinner.«

Dr. Foss korrigiert rasch: »Dr. Saul meint es nicht so, Mrs. Tomlin.«

Dr. Saul fährt scharf herum. »Wagen Sie es nie wieder zu behaupten, dass ich etwas nicht so meine, wie ich es sage! Nie wieder. Das beleidigt meine Intelligenz, die ich im Gegen-

satz zu Ihnen nicht mit Schmeichelei verderbe. Die Angst der Angehörigen ist für jeden, der hier liegt, so toxisch wie Gift.«

Ich bin trotzdem dabei. Ob als Fußsoldat oder als Angststörer.

Ich atme und versuche, bei jedem Ausatmen meine Angst an einen Ort weiter hinter den Horizont und bis ans Ende der Welt zu pusten. Das hat mir mal ein Autor erklärt, dessen Roman ich verlegt habe. Es ging um Kampfkunst, um die Verdrängung von Erinnerung.

Wegpusten. Vielleicht hat Dr. Saul recht, und meine Panik ist Gift. Vielleicht nicht. Ich will nichts riskieren, also fürchte ich mich nicht, ich puste sie weg, weg, weg.

»Wirklich bereit, Mrs. Tomlin?«, fragt Dr. Foss.

Ich nicke und lüge schon wieder. Ausatmen, Eddie.

Eigentlich weiß ich seit fünfzehn Tagen nicht, was ich hier tue, ich tue es einfach.

Wir gehen an A und B vorbei, an den Fächern, in jedem Fach ein Bett, in jedem Bett ein anderes Schicksal. Finger beben, Lider zucken, der Kampf um das eigene Leben wird stumm ausgeführt, tief unter der Oberfläche.

Irgendwo habe ich gelesen, dass das künstliche Koma genau auf dem halben Weg zwischen Tod und Leben liegt.

Ob Henri schon in der Sprache der Toten denkt?

Henri liegt im Fach C7. Ich gehe um das Bett herum und greife nach seiner Hand.

Dr. Foss rückt sich die Krawatte zurecht, dann lockert er vorsichtig Henris Kühlmanschetten. »Das Gehirn mag es nicht, so lange nichts zu tun zu haben. Das ist wie bei einem Auto. Es wird nicht besser davon, wenn es herumsteht. Maschinen wollen benutzt werden, dann laufen sie rund.«

Dr. Saul steht als blonder breiter Baum am Kopfende von

Henris Überlebenslager, er hat einen Hirnscan in der Hand, sieht zu seinem Stationsarzt und verdreht entnervt die Augen.

»Fossy, hören Sie auf, in meiner Gegenwart Metaphern totzureiten. Das Gehirn ist keine Maschine, sonst könnten wir es ja wenigstens ansatzweise begreifen. Es ist ein Hefeteig, an dem wir so lange rumziehen, bis uns nichts anderes mehr einfällt. Was immer hier auch passieren wird: Wir wissen es vorher nicht. Klar?«

Ich weiß, dass Dr. Saul recht hat, aber ich wünschte, es wäre nicht *er*, der recht hat.

Dr. Foss lächelt mich an, sein Lächeln verrät mir: Nun gut, er meint es so, aber er ist dafür der Beste von allen.

Die Schlingpflanze der Angst schießt in alle Muskeln gleichzeitig. In meinen Bauch, meine Schultern, meinen Nacken. Jeder Strang vibriert vor Anspannung, und ich halte den Atem an, als ob ich auch die Zeit festhalten wollte, als ob ich die verdammte Zeit dazu bringen müsste, stillzuhalten, damit das Schlimmste nicht passieren kann.

Achtlos schleudert sie mich zehn Jahre zurück.

»Lass es nicht zu, dass ich im Krankenhaus sterbe«, flüsterte mir mein Vater zu, als er auf der Trage von den Sanitätern an mir vorbei zum Krankenwagen geschleppt wurde, nach dem Herzinfarkt, der ihn am Küchentisch erwischte hatte, an dem er allein zu Abend aß. Ein Steak, blutig, mit Senf, dazu Salat mit frischer Kresse. Auf der Anrichte stand noch der Gorgonzola, den er danach essen wollte, ein Stück, mit Kirschmarmelade.

Mein Vater saß immer öfter allein in der Küche zum Essen, meine Mutter mochte ihn schon längst nicht mehr, aber sie war zu müde geworden, um ihn jetzt, mit siebzig, zu verlas-

sen. Mein Vater liebte sie immer noch, die ganze Zeit, die ganzen fünfzig Jahre, er liebte die Türen und Wände, die sie in dem Haus voneinander trennten, weil er wusste, sie war da. Sie war hinter den Mauern, den Textiltapeten und dem nassschweren Schweigen. Aber das reichte ihm, und die Zärtlichkeit, mit der er die Wände ansah, hinter denen sie irgendwo war, brach mir jedes Mal das Herz.

Dann, als die Sanitäter kamen und ich es nach seinem panischen Anruf gerade noch von meinem Verlag aus nach Hause geschafft hatte – »Eddie, mein Mädchen, ich glaube, mir passiert gerade etwas Schlimmes« –, um ihm die Hand zu halten, seine starke, rauhe, immer trockener werdende Hand, auf dem ganzen Weg vom Küchentisch bis zu den weit geöffneten Türen des Krankenwagens, da bat er mich, ihn nicht im Krankenhaus sterben zu lassen.

Ich versprach es.

Ich fuhr mit dem Motorrad hinter dem jaulenden Krankenwagen her bis zum Krankenhaus, und lief dann den Sanitätern bis in die grün gekachelte Notaufnahme mit den Aluminiumtüren nach. Ich ignorierte den Arzt, der dafür zuständig war, mit seinem Elektroschocker und seinem Ehrgeiz Herzen ins Leben zurückzuboxen, als er versuchte, mich davon abzuhalten, in diesen engen Flur aus Elend, Übermüdung und menschlicher Pein einzudringen. Ich ignorierte ihn, als er versuchte, mir klarzumachen, dass am Ende des Lebens andere Regeln galten als währenddessen, dass es nicht mehr um Liebe ging, sondern um Adrenalin und Sauerstoff, und dass ich stören würde.

Ich blieb.

Auch wenn ich am liebsten schreiend davongerannt wäre.

Ich blieb bei meinem Vater, während sie seine Hosen und das Hemd aufschnitten, während sie ihm Kanülen und Braunü-

len legten, während sie mit ihm sprachen und ihn immer seltener direkt ansahen. Die ganze vollautomatische Abfertigung, die ein Durchgangslager wie eine Notaufnahme in einer Freitagnacht eben so liefert, Betrunkene mit Wunden durch Glassplitter, verprügelte Frauen, einsame Großmütterchen, spöttische, zynische Polizisten, den einen oder anderen Angehörigen, der zwischen all dem Zynismus, der Aufregung, der Eile verstört, verloren umherrollt wie eine verirrte Flipperkugel. Mittendrin mein Vater auf der harten Trage und einem dünnen grünblauen Tuch, der sich bei jedem entschuldigte, der ihn untersuchte: »... für die Mühe, Sie haben bestimmt etwas Wichtigeres zu tun.« Als ob es ein peinliches Missgeschick war, so ein Herzinfarkt.

Einmal ließen sie uns in dem grünen Kachelraum länger allein.

Was war, wenn er jetzt starb? Wie sollte ich ihn davon abhalten?

Er lächelte mühsam. Sein Gesicht sah so fremd aus. Er hatte auf dem Weg von seinem Zuhause ins Krankenhaus sein Altersgesicht bekommen. Er nahm meine Hand. Ich legte meine andere Hand auf seine, er seine zweite wieder auf meine, vier gestapelte Hände, während sein Puls taumelte und sein Herzschlag auf dem Monitor geriffelte Berge aus Strom zeichnete.

Ich wusste nicht, dass wir da schon Abschied nahmen.

Dieselben piependen, LED-roten Herzberge wie bei meinem Vater malt ein Monitor jetzt von Henris Lebenszeichen, von seinem verzweifelt ringenden Herzen. Ein Herzmonitor, ein Atemmonitor, ein Blutdruckmesser, ein Pulsmesser, ein Sauerstoffdichtemesser, eine Lungenmaschine, die sich anhört wie ein Schiffsmotor, nass und rasselnd, ein Gehirn-

strommesser. An die weiße Wand sind die CT-Bilder seines zerbrochenen Schädels projiziert.

»Wenn sich Spontanatmung einstellt, bevor wir die Trachealkanüle aus seinem Hals entfernen, können Sie sich einen Kaffee holen gehen, Tomlin.«

»Und Sie sich Benehmen«, antworte ich.

Dr. Saul zieht die Augenbraue hoch.

»Fangen wir an«, sagt er.

Sam

Ich steige in den Lift, in dem bereits zwei Ärzte stehen.

Der eine Arzt drückt die Drei, der andere die Fünf.

Ich traue mich nicht, mich an ihnen vorbeizudrängeln und auf die Zwei zu drücken. Es ist mir peinlich, dass ich mich nicht traue, aber ich schaffe es wirklich nicht. Scott würde sagen, dass ich einer von denen bin, die wissentlich in die falsche Richtung gehen, um denjenigen, den sie nach dem Weg gefragt haben, nicht zu kränken.

Stimmt.

»Na, ab ins Gemüsefach?«, fragt Etage drei die Fünf munter.

»Tja. Ich hab einen Vegetativen bekommen. Gehirnaktivität wie eine Dose Erbsen.«

»Gehen wir heute Abend Squash spielen?«

»Klar. Um acht.«

Etage drei steigt aus, Etage Gemüsefach bleibt und fängt an, durch die Zähne zu pfeifen.

»Nach dir«, sagt der Arzt, als der Lift im fünften Stock, dem Gemüsefach, angekommen ist.

»Danke, Sir«, murmele ich.

Du machst das echt super, Valentiner. Mist.

Mit einem leisen Dröhnen schwingt eine Doppeltür zu uns auf. Ich denke gerade, dass ich wieder in den Lift steigen werde, wenn der Arzt mich nicht mehr sieht, und in die Zwei fahren, als eine Pflegerin aus der Tür kommt.

»Kannst gleich reingehen, Junge.«

»Vielen Dank, M'am.«

Mist, Mist, MIST!

Ich bin schon viel zu weit gegangen, um jetzt zugeben zu können, dass ich hier definitiv falsch bin.

Also laufe ich mit festen Schritten den breiten Flur entlang – und sie hinter mir her! Die Station sieht völlig anders aus als die Halle. Der Flur ist mit Teppich ausgelegt, es ist angenehm kühl und sehr, sehr ruhig. Nichts von der angespannten Stimmung auf der Intensiv mit ihren Lichtern und Warntönen und dieser Wachsamkeit, dem Tod entschieden entgegenzuspritzen und zu -schneiden, sobald er sich nähert. Das hier ist wie das vergessene Stockwerk eines alten Hauses.

Aber was ist, wenn die Schwester mir bis ans Ende des Flurs nachkommt? Was soll ich sagen? »Hopsala, falsches Gebäude, ich wollte eigentlich zu den Blinddarmen«?

An die Türen sind Fotos geklebt, Gesichter, lachende, nette Leute. Unter den Porträts steht immer ein Name.

An der ersten Tür: Leonard. Das Foto zeigt einen Baggerfahrer, mit Blaumann und Fanschal von Manchester United. Hinter der Tür höre ich leises Weinen.

Tür zwei: Elizabeth. Auf den Fotos hält sie immer eine Torte. Hinter ihrer Tür höre ich einen Mann sprechen: »Jetzt atmen wir aus, ich drehe das Handgelenk nach links, so, schön locker, als ob Sie Ihre *clotted cream* schlagen, genau ... zu den Scones ...«

Nach zwei, drei Türen, nach Amanda und William und Yamashiro, verstehe ich das Prinzip.

Es sind Bilder der Leute, die hinter den Türen leben.

Im Gemüsefach.

Aber garantiert nicht mehr so aussehen wie auf den Bildern. »So wie Tiefkühlgemüse auch nicht mehr so aussieht wie auf den Fotos der Verpackung, *mon ami*.« Scott spricht in meinem Kopf, was ich nicht zu denken wage.

Die Pflegerin ist immer noch hinter mir. Ich gehe weiter den Flur hinunter, bereit, einfach gegen die Wand zu laufen, weil mir nichts anderes einfällt.

Ich bin gleich an der letzten Tür. Sie ist nur angelehnt.

Auf dem Schild an der Tür steht: Madelyn.

Aus dem Zimmer schwebt leise Klaviermusik. Die zarten Klänge wirken so fremd hier, dass ich mich frage, ob ich nicht doch noch schlafe und träume, einen langen, schlechten Traum, in dem ich vor der Schule auf meinen Vater warte und er nicht kommt, weil er tot ist.

Ich bleibe stehen und schließe die Augen, denn so wacht man auf, indem man im Traum fest die Augen schließt.

Als sich nichts verändert, hebe ich meine Hände. Wer im Traum seine Hände ansieht, wacht ebenfalls auf.

Immer noch keine Veränderung. Das muss die Realität sein.

Als ich die Hände wieder herunternehme, ist der Flur leer.

Da sind nur ich, die Musik und die halboffene Tür.

Es geschehen drei Dinge auf einmal.

Ich merke, dass ich seit zwei Wochen ununterbrochen gefroren habe und jetzt nicht mehr. Als ob die Musik ein mildwarmer Wind ist, der mich auftaut.

Das Licht flackert.

Und die Zeit wird dünner. Es fühlt sich an, als ob eine einzige, winzige Bewegung ausreichen würde, um mein Leben vollkommen zu verändern: Ich gehe ans Ende dieses Flurs, und mein bisheriges Leben endet.

Ich werde jetzt zurückgehen, in den Aufzug steigen und in den zweiten Stock fahren. Genau. Genau das mache ich jetzt.

Nein. Nichts davon mache ich. Ich bleibe stehen, und das Gefühl verdichtet sich, dass ich etwas finde, was ich nicht gesucht habe.

Statt zum Aufzug zurückzugehen, sehe ich meiner Hand dabei zu, wie sie sich von selbst auf die Türklinke legt und die letzte Tür im Flur etwas weiter aufzieht.

Ein niedriges weißes Regal mit Büchern, darauf eine blaue Teekanne, gefüllt mit roten Tulpen. An dem Fenster Gardinen. An den Wänden Gemälde, Fotos, Landschaften, Gesichter, ein Gebirge von oben, Unterwasserbilder.

Und im Bett, direkt auf der Kante, die Beine verborgen unter einem Nachthemd, das bis zu den Knöcheln reicht, sitzt ein blondes Mädchen inmitten der Musik.

Das Mädchen sieht mich direkt an.

Es zwinkert nicht. Es schaut mich einfach nur an.

Und ich vergesse völlig, ihm nicht in die Augen zu schauen. Vor ihr, mit dem Rücken zu mir, steht eine kleine Frau in Pflegeruniform und mit roten Locken. Sie kämmt die Haare des Mädchens.

»... und am Abend, wenn Tautropfen an den Grasspitzen kleben, dann kommen meine beiden Dickerchen aus ihrer Sofahöhle, lecken an dem Gras und beobachten mit Katzenaugen, wie die Sterne atmen.«

Ich glaube, auf dem Nachthemd sind Einhörner, aber es könnten auch Enten sein, ich bin mir nicht sicher. Das Mädchen sieht mich an, und etwas in seinem blauen Blick dringt in mich ein und durch mich hindurch. Vielleicht zu Orten, die man nur sieht, wenn man durch andere Menschen hindurchsehen kann.

Die Musik perlt an den Wänden aufwärts, läuft an der Zimmerdecke zusammen und regnet auf mich herab.

»Hast du gewusst, Maddie, dass Sterne atmen? «

Ich habe für einen Moment das Gefühl, als hätte sich in Maddy's gläsernem Blick etwas bewegt, während sie mich ansieht. So als ob am Grund eines tiefen Sees ein Fisch von ei-

nem Versteck zum nächsten schwimmt. Nein, es ist kein See. Es ist Wind in ihrem Blick, Wind aus Musik, und das, was sich bewegte, war ein Rabe, der sich vom Boden abstößt und die Flügel ausbreitet.

Madelyn hat Raben in den Augen.

Und ich falle in diesen Himmel voller Raben.

»Die Welt sieht wunderschön aus«, erzählt die Krankenschwester weiter, »wenn du ein Stern bist und von oben auf uns alle herunterschaut. Auf die Katzen im Gras, auf Mädchen, die mit offenen Augen schlafen, und auf die Jungs an der Tür, die ihren Mund nicht mehr zukriegen.«

Die Schwester dreht sich zu mir um. Sie hat ein Koboldgesicht mit Lachfalten, die von ihren Augenwinkeln bis zu ihrem Mundwinkel reichen. Auf dem Namensschild an ihrer dunkelvioletten Bluse steht Marion.

Schwester Marion sagt: »Hallo. Willst du Maddie besuchen?«

Und ich, die Besserwisserfachkraft?

Ich schlage die Tür zu und laufe davon, doch ein Teil von mir steht immer noch an der Tür, denn am Ende des Flurs ist ein Mädchen, das durch mich hindurch in andere Welten sehen kann, als sei ich aus Kristall und die gesamte Realität nur ein Glasballon, in dem sie schwebt.

Meine Schritte trommeln auf den Boden.

Madelyn. Sie heißt Madelyn.

Ich bin so glücklich und so traurig wie noch nie zuvor in meinem ganzen Leben.

Eddie

Sie arbeiten wie die Mechaniker eines Formel-1-Teams. Dr. Foss stellt das Kopfende des Bettes etwas höher, tupft ein Wattestäbchen an Henris Lider, Dr. Saul klopft gegen Henris Knie, eine Schwester zieht ringsum die blauen Vorhänge zu, eine Anästhesistin entfernt den Sedativatropf von Henris Venenzugang an der Halsseite.

Ich weiß, dass es kein »Aufwachen« gibt wie im Kino. Er wird nicht die Augen öffnen und sagen: »Hey, Ed. Gibt's in dem Laden hier auch einen anständigen Whisky?«

Als Erstes wachen seine Reflexe auf. Spontanes Atmen. Zwinkern. Schlucken.

Dann der Schmerz. Der Schmerz wird in alle Regionen seines Seins fließen. Bis er in die Angst mündet, wie ein Fluss ins Meer.

Er wird für Tage in Halluzinationen eingewebt sein wie in dichten Rauch, obgleich Dr. Foss behauptet, im Wellington benutzten sie eine milde Sorte Sedativa und Beruhigungsmittel, die weniger Phantasmen auslösen. Als ob das tröstet. Nur zwei statt drei Alpträume.

Ich glaube Dr. Saul, der sagte: »Wir kennen uns auf dem Mond besser aus als in unserem eigenen Kopf. Das ist Fakt. Wir haben keine Ahnung, was sich im Hirn abspielt, wenn es Interleukin-2 freisetzt, das bei schweren Entzündungen das Hirn flutet. Und wir wissen nicht, welche harmlosen Sinneswahrnehmungen sich bei Mr. Skinner in Panik, Alpträume oder Dr. Foss hier in einen singenden Kürbis verwandeln.«

Dr. Foss hatte indigniert hinzugefügt: »Wir gehen jedoch

davon aus, dass Mr. Skinner nicht träumt. Narkosen radieren die Traumfähigkeit völlig aus.«

»Wir? Ich nicht. Haben Sie immer noch Ihren unsichtbaren Freund bei sich, Fossy?«, fragte Dr. Saul.

Die Schlingpflanze Angst wächst. Jeder ist das Archiv seiner selbst, und aus den Schubladen, Fächern und Tresoren meiner Erinnerung kriechen die Dämonen.

Ich hatte in der Notaufnahme vor zehn Jahren so viel Angst wie niemals zuvor. Sie wurde dort geboren, meine Angst. Sie wuchs in mir wie eine fremde Pflanze, schnell und hungrig, sie schlang sich um meine Organe und zerdrückte sie nach und nach.

Ich hatte unendliche Panik, dass mein Vater sterben könnte, einfach so, mitten im Leben.

Seine Augen waren in jener Nacht so hell wie Fjorde in der kürzesten, hellen Sommernacht. Ich blieb bei ihm, bis sie ihn auf die Intensiv brachten und ihm den ersten von drei Stents legten.

Es gab danach keinen Arzt, der sich mir wie in den Krankenhausserien vorstellte und sagte: »Mrs. Tomlin, machen Sie sich keine Sorgen, wir behandeln Ihren Vater, und in vier Wochen wird er schon wieder den Rasen mähen können.«

Es gab einfach niemanden, der zuständig war, nur eilige, ungeduldige Schwestern und Pfleger, keinen Arzt, niemanden, der Verantwortung übernahm.

Ich blieb bei meinem Vater. Er fragte einmal: »Kommt deine Mutter?«, und ich log ihn an und antwortete: »Ja, morgen.«

Sie kam an keinem seiner letzten drei Tage.

Am Ende der drei Tage später starb mein Vater auf dem

Krankenhausfußboden, als er von der Toilette zurückkam. Seine letzten Worte waren, wenn ich seinem Bettnachbarn glaube: »Ich habe endlich mal wieder richtig gut geschlafen.«

Und dann brach er zusammen und »krampfte«, so nannte es meine Mutter später. »Edwinna, er krampfte, es hätte keinen Sinn gehabt, ihn ein zweites Mal zurückzuholen, weißt du. Er hatte schon keinen Sauerstoff mehr im Gehirn, er wäre nicht mehr derselbe gewesen, sondern ein Kind oder schlimmer.« Und ich hasste sie für die Erleichterung, die in ihrer Stimme war, die Verwunderung, aber vor allem die Erleichterung. Für ihre Ungeduld, diese heiße Ungeduld, als ich in Tränen ausbrach.

Ich war in meinem Verlag Realitycrash gewesen, weil ich das Manuskript holen wollte, das ich gerade lektorierte, ein unglaubliches Buch, es sollte der Spitzentitel werden, ich musste meinem Vater davon erzählen. Ich verlege Phantastik. Keine Fantasy, keine Elfen, keine Orks, keine Vampire. Sondern Utopien und Dystopien. Geschichten von Parallelrealitäten, von anderen Planeten, von einer Welt ohne Männer, von einer ohne Erwachsene. Alles, was nur drei Schritte neben unserer Wirklichkeit sein könnte und eine wissenschaftlich fundierte Form des Wunderbaren darstellt.

Ich hatte ihn doch nur kurz allein gelassen an dem Abend, in jenem Krankenhaus, das wie dieses hier riecht, nach Antiseptikum, nach Angst. Wir konnten aus dem Fenster schauen, über einen Kanal und über die goldenen Dächer Londons. Am Kanal spielten Leute mit ihren Hunden.

Ein Pfleger hatte gemeint, es sähe doch gut aus, das sei nur ein Schuss vor den Bug gewesen. Die Ärzte, die so jung waren, die einem nie in die Augen sahen, die es genossen, wenn

der weiße Kittel links und rechts nach hinten wehte, während sie die Flure hinuntereilten – die haben nie mit uns gesprochen.

Offenbar war Papas Bug brüchiger, als alle ahnten.

Zwei Stunden später war er nicht mehr da.

Das Manuskript in der einen Hand, den Motorradhelm in der anderen, stand ich in seinem Zimmer, und sein Bett war leer, und auf einmal gab es einen Arzt, der zuständig war.

Er führte mich zu meinem Vater, dessen Augen keine Fjorde mehr waren, sondern blaue, leere Scheiben, und dessen Körper warm war, zumindest noch ein bisschen, und ich setzte mich in dem leeren Abschiedsraum neben ihn, nahm seine Hand, die auskühlte, und las ihm das Buch vor.

Ich wusste nicht, was ich sonst machen sollte.

Es kam eine Schwester, um mir zu sagen, dass sie jetzt nach Hause ginge. Ich las ihm weiter vor. Es kam eine andere Schwester, die mir sagte, ihre Schicht fange jetzt an. Später kam sie wieder und sagte, sie ginge jetzt auch nach Hause.

Ich hielt eine Nacht und einen Tag Wache, neben dem Vater, der gegangen war, ich flüsterte: »Gute Nacht, Mond. Gute Nacht, Raum. Gute Nacht, Papa«, und es war, als stünde er in den Morgenstunden hinter mir, legte mir seine Hände auf die Schultern und sagte: »Jetzt weißt du immer, wo ich bin.«

Das Schlimmste war geschehen.

Mein bester Freund war tot.

Meine Kindheit war tot.

Niemand liebte mich mehr.

»Machen Sie sich grundsätzlich keine Hoffnung«, sagt Dr. John Saul. »Nach einem solchen Unfall ist die Wahrscheinlichkeit, einen strukturiert denkenden Menschen aus

der Sedierung aufzuwecken, gering. In Zahlen weniger als neun Prozent. Verstehen Sie das, Mrs. Tomlin? «

»Nein, ich bin doch nur eine arme, dumme Frau.«

Dr. Saul mustert mich. Ich starre zurück.

Ich will, dass Henri als der zurückkommt, den ich kenne. Als der Mann, der unangemeldet morgens oder nachts oder mitten am Tag in der Küche meines Lofts steht, ein Stockwerk über meinem Verlag, der mich bittend ansieht und leise sagt: »Hi, Eddie. Ich bin müde. Kann ich mich hinlegen? «

Bei mir konnte er schlafen. Manchmal drei Tage lang am Stück. Sogar während er schlief, wurde er mein Dreh- und Angelpunkt, das Zentrum, um das sich die Wochen und Tage und Empfindungen bewegten, nur angetrieben durch seine Präsenz.

Ich bin verrückt, dass ich Henri immer noch liebe, wenn auch auf kleinster Flamme. Auf allerkleinster, der, die gerade groß genug ist, dass sie mir weh tut, aber mich nicht verbrennt.

Das Piepen des Pulsabnehmers und des Herzmonitors wird auf einmal schneller.

»Was ist los? «, frage ich Dr. Foss, der die Stirn runzelt. »Ist das normal? «

Niemand antwortet mir.

Sein Herz rast, es rennt, es – nein, das sind nicht die elektronischen Stolperschritte von Henris verräterischem Herz – das ist ...

Der blaue Vorhang wird geteilt von einem sommersprossigen Jungengesicht mit geweiteten Augen, zu dem ein zu schnell gewachsener Körper in dunkelblauer Hose, hellblauem Poloshirt und dunkelblauem Schuljackett unter dem blaugrünen Besucherkittel gehören.

Der Junge stürzt atemlos an das Bett.

Mir krampft es das Herz zusammen, sein Gesicht oberhalb der Maske zu beobachten, wie es zwischen zwei Herzschlägen älter wird. Ein verzweifeltes Klagen entweicht seiner Kehle. »Papa?«

Moment mal. Papa?

Henri M. Skinner hat einen *Sohn?*

Sam

Ungefähr tausend Leute stehen um meinen Vater herum. Er sieht aus, als schliefe er, einen so tiefen Schlaf, dass das Herz nur einmal in der Stunde schlägt.

Sie haben ihm das dünne blaue Laken vom Körper gezogen. Mein Vater trägt ein Unterhemd aus Haut, hell wie Backpulver, nur an den Armen ist er tief gebräunt. Auf der Brust kleben Elektroden, seltsame Augen, deren lange blaue Wimpern mit Maschinen verbunden sind.

Ich denke an Scott und an Michael Schumacher und dass man mitten im eigenen Leben verschwunden sein kann, ohne zu sterben.

»Papa?«

Meine Stimme hört sich an wie eine gelbe Vier. Schwach und klein, und ich hasse sie.

»Sam. Da bist du ja. Das wird deinen Vater freuen«, sagt Dr. Foss.

Ich greife automatisch zur Hand meines Vaters, wie die letzten vierzehn Tage auch. Doch bevor ich ihn berühren kann, schnellt sein Arm in die Höhe, ich weiche zurück und stoße dabei gegen Fossybär.

Mein Vater stöhnt, der Arm schlägt durch die Luft, fällt zur Seite. Sein Körper krümmt und bäumt sich auf, ich muss an einen Gartenschlauch denken.

Dr. Foss schiebt mich zur Seite.

Vor mir sind Rücken wie Mauern.

Dahinter spüre ich meinen Vater, es ist, als durchbreche er die Zonen, rase durch die Scheibenwelt, die Radformen des Lebens. Koma, Schlaf, Benommenheit, direkt auf das Zen-

trum zu, die Wachheit – und als ob ihm gleichzeitig die Dunkelheit folgt, so dicht und nah, dass sie sich schon um ihn schlingt und zurückzieht.

Ich spüre ihn so deutlich wie nie zuvor.

»Papa!«

»EKG Kammertachykardie, pulslos«, sagt jemand.

Hände reichen sich Spritzen, Kanülen, Sonden, Schläuche.

»Defi, 360.«

Dann werden die blauen Elektrodenaugen auf der Brust meines Vaters um ein rotes Auge ergänzt.

»Dr. Saul? Kammerflimmern!«

»Ruhig bleiben, Kinder. Ruhig. Glucosespiegel?«

»Drei, zwei, eins.«

Ein Summen, ein Schlaggeräusch, wie Stoßstangen, die aneinanderknallen.

Die Dunkelheit knallt auseinander wie schwarzer Rauch.

Jetzt ist mein Vater da. Er ist ganz und gar DA!

Leuchttürme. Bomben. Milchtopf – das sind Bilder, die in mir vorbeirasen. Ich weiß nicht, woher sie kommen. Nein. Das stimmt nicht. Ich weiß es. Aber ich kann es nicht verstehen. Ich sehe Schatten an meinem Vater und Mut und Verzweiflung. Und die Bilder, die in ihm sind.

»Herzdruckmassage dreißig zwei.«

Faust auf Faust, die sich in den Brustkorb meines Vaters pressen. Ein Geräusch, als ob Spaghetti brechen.

»Herzstillstand.«

Da, eine Lücke zwischen den Kitteln.

Die Augen meines Vaters sind geöffnet! Er sieht mich. Er sieht mich an!

»Papa!«, flüstere ich.

Es muss ihn unendlich viel Kraft kosten, mich anzusehen.

Der Blick meines Vaters wird fester, ja, es ist, als wache er auf. Er kommt zurück, er kommt zurück!

Er sieht mich an, sein Blick ist eine einzige Frage.

»Ruhig bleiben, ruhig. Milde Hypothermie. Zeit bitte.«

»Fünf Sekunden, Dr. Saul.«

Ein ohrenbetäubendes Geräusch, hoch und schrill.

»Adrenalin.«

»Sieben.«

»Bringt den Jungen raus!«

»Acht, neun ...«

Es ist so still, so still. Bis auf das Schreien ...

Er sieht mich an, doch seine Präsenz wird schwächer, sie löst sich auf, und er ist so traurig, so unendlich traurig und ...

»Vorbereitung Antiarrhythmikum Amiodaron, und bitte schnell. Wir haben die Elf, ab jetzt wird es kritisch, ich will hier keinen Bergungstod, verstanden! Und bitte, bringt den Junge raus, er hört ja gar nicht mehr auf zu schreien!«

»Outcome!«

Eine Hand, die nach meiner greift, eine Stimme, die, ruhig, dunkel und sicher wie eine dunkelgrüne Acht, sagt: »Sam, er stirbt nicht, das kann er nicht, hörst du, er kann es nicht, er hat es schon vor Jahren verlernt. Sam? Komm! Komm mit mir!«

Das schrille Geräusch, das sich zu meinem eigenen Schreien verdichtet, zu Worten trennt: »Nein! Nein! Nein!«, zu Wut wird, Wut auf meinen Vater, und Hass, Hass auf alle Ärzte, die alles falsch machen, alles!

Dann das Gefühl zu fallen, zu fallen, zu fallen.

Und da ist diese fremde Frau, sie hat so helle Augen wie ein Wolf, sie ist einfach da, und sie fängt mich auf, bevor ich zer-schelle.

Henri

Ich falle.

Dann sehe ich meinen eigenen Schatten auf dem Asphalt, der mir rasend schnell entgegenkommt.

Ein Geräusch wie Eierschale, die auf dem Rand einer Porzellantasse aufgeschlagen wird.

Ich falle, zum abertausendsten Mal. Etwas schaut mir zu, während ich falle. Es ist, als sähe es mich aufmerksam an, öffne sich für mich, ein Mund, ein riesiger, offener Mund. Jetzt öffnet sich der Grund des Sees für mich, und saugt mich an sich heran.

Doch dann werde ich nach oben zurückgeworfen.

Ich schnelle aus dem schwarzen Trichter empor, als hätte mich ein Angler an seiner Leine erwischt, hätte seinen Haken tief in mein Herz getrieben und daran gerissen.

Ich steige hart und hoch aus dem See und in ein grelles Licht ...

»Adrenalin.«

»Sieben.«

»Bringt den Jungen raus!«

... dass ich die Balance verliere. Ich reiße die Arme hoch, aber es ist, als hätte ich keine Arme mehr. Ich will mich abfangen, und dann sehe ich den Jungen, der mich ansieht, dessen Blick mich hält.

»Papa«, sagt er.

»Acht, neun, zehn«, zählt eine Stimme.

Darüber ein Schreien.

Ich sehe die Leuchtröhren hinter den pulsierenden Lampen.

Ich sehe die Kittel und Schläuche, ich höre die Maschinen,
und ich spüre die Härte der Liege.

Ich bin ... ich bin hier!

Bitte, will ich sagen, ich bin hier!

Niemand bemerkt mich.

Nur mein Sohn.

Jemand hält meine Hand, und ich erkenne die Form der
Finger wieder, die Beschaffenheit der Haut, die Konsistenz
der Muskeln darunter. Ich kenne diese Hand, sie gehört ...

Eddie!

Halt mich, Eddie! Ich will nicht sterben, ich bitte dich, halt
mich!

Dann sehe ich mich selbst.

Ich sehe mich in der Spiegelung eines metallenen Stabs, an
dem zwei Tropfe hängen. Ich sehe mein Gesicht, es ist halb
schief, mein Kopf ist zertrümmert. Ich sehe, wie mein Blick
gläsern wird, glatt und hart, und wie ich dahinter, in mir
selbst, in der Tiefe verschwinde.

Eddie! Halt mich! Halt mich!

Sie hält mich fest, ich will mich an ihrer Hand zurück in das
Zimmer hieven, ins Leben, aber ich habe keine Kraft.

Dann geschieht das Unfassbare.

Ihre Hand lässt mich los!

Ich falle ins Bodenlose.

Und über mir, weit, weit oben, schließt sich etwas. Eine riesi-
ge Scheibe, einer getönten Schaufensterscheibe gleich, wäh-
rend ich sinke und sinke und in mir selbst verlorengelange. Sie
schließt sich, der See überzieht sich mit einer dunklen, festen,
undurchdringlichen Schicht aus Eis oder Glas, die mich ab-
schneidet von der Welt.

Die Scheibe scheint höher zu steigen, während ich tiefer glei-
te und die Farben ausbluten, die Töne, die Gerüche.

Es ist eine stumme Abwesenheit von allem Lebendigen in dieser ... Nichtwelt.

Eddie liebt mich nicht mehr.

Sie liebt mich nicht mehr, weint mein Herz, das nicht mehr schlägt.

Eddie

Dr. Saul hat uns rausgeschickt.

»Bringt sie in die Kapelle!«, hat er gesagt, und da sitzen wir jetzt, im stillsten Raum des Krankenhauses. Es ist so still wie auf dem Grund des Meeres.

Der Junge hat sich in meinen Armen zusammengekrümmt, die Augen geschlossen und reibt seine Daumen an den Zeigefingern, unermüdlich reibend und flüsternd.

Ich halte ihn, und es ist, als ob sein Kopf und meine Armbeuge füreinander gemacht sind.

Ich will ihm sagen, dass sein Vater meine Hand gedrückt hat, bevor ich losließ, um seinen Sohn aufzufangen.

Gleich sage ich es ihm. Gleich.

Er heißt Sam. Er ist Henris Sohn.

Henri hat einen Sohn.

Ich halte ihn fest, Henris Sohn, aus einem Leben, das ich nicht kenne. Verwundert, so wie ich jedes Neugeborene meiner Freunde oder meiner Verlagsangestellten gehalten habe. Verwundert, dass es so kleines, heftiges Leben gibt. Und immer fühlt es sich an, als sei es zwar winzig, aber schon komplett fertig.

Sam flüstert etwas, wieder und wieder, und schließlich verstehe ich, was er da betet. »Komm zurück!«

Ich falle mit ein, erst lautlos, dann flüstere ich es auch.

»Komm zurück!«

So lange, bis unsere Worte Seite an Seite gehen, und so beten wir zu unseren Vätern: »Komm zurück! Komm zurück!«

Eddie

Ich schließe die Augen und ziehe den Jungen noch etwas fester an mich.

Papa, denke ich, hilf mir!

Ich unterdrücke diesmal nicht das Gefühl seiner Hände auf meinen Schultern. Wie in der Nacht, als er auf die andere Seite ging.

Als er starb. Denk es, wie es ist, Edwinna. Sterben heißt das Wort! Es ist kein Weggehen. Weggehen bedeutet wiederkommen, aber das wird er nicht. Er ist weg. Für immer. Für dein ganzes Leben lang. Und was immer du gefühlt hast: Geh davon aus, dass es nicht wahr sein kann! Er ist weg. Für immer.

Und augenblicklich ist auch der Schmerz da, meinen Vater nie wieder außerhalb meines Körpers zu hören, sondern nur noch in mir. Wie Sterne, die langsam verglühn, sind die Erinnerungen an meinen Vater, an seine Stimme, seinen Geruch, den Rhythmus seiner Schritte auf dem Asphalt.

Sam würgt Schluchzer hervor.

Ich spüre Papas Hände auf den Schultern. Höre seine Stimme aus der Dunkelheit.

»Edchen, Winnielein, schhh, schh, komm her! Komm her und hör mir zu! Hörst du mir zu?«

Das hat er immer gemacht, wenn ich nachts aufwachte, keuchend vor Angst. Dann sang mein Vater mir etwas vor. Er sang, was ihm gerade einfiel, manchmal vertonte er ein Gedicht, das er gerade gelesen hatte, in einem der vergessenen Bücher auf den Leuchttürmen, die er kontrollierte, oder

er sang, was ihm durch den Bauch ging, in Melodien, die unwiederholbar waren, ohne Worte, nur in Lauten.

Er hielt mich so sanft wie einen todesängstlichen Vogel in einer warmen Hand, während ich, an seine Brust gelehnt, den Tönen lauschte, die sich neben seinem schlagenden Herzen in die Welt verströmten.

»Du darfst nicht nachdenken«, sagte er mir mal, als ich ihn fragte, wie er das machte, Trostlieder ohne Worte zu singen, die niemals aufgeschrieben worden waren und niemals aufgeschrieben werden würden.

»Denk nicht nach, folge dem Bild, das du in dir siehst, und bilde es langsam mit deiner Stimme nach. Such nicht Worte, um deinen Schmerz und deinen Trost zu fassen ... suche dir einen Ort und singe ihn.«

Henri

Wir sind gleich da«, sagt mein Vater beruhigend.

Er sitzt hinter mir. So wie wir immer gegessen haben, mein Vater ruderte, und zwischen meinen Füßen standen die Hummerreusen.

Die Iroise, das wütende Meer, ist glatt und von jener blau-metallisch gleißenden, ja beinahe durchsichtigen Farbe, die der Atlantik nur kurz vor Sonnenuntergang annimmt. Ich spüre die wärmenden Strahlen der Sonne im Rücken, so warm, so licht, wie sie eben noch in dem Zimmer ...

Eben? Wieso eben? Was für ein Zimmer?

Eine Brücke. Der Geruch von Teer. Das Gefühl, zu fallen, immer tiefer, und ein Deckel aus Glas, der sich über mir schließt. Eine Hand, die mich loslässt, während ich ertrinke. Die beängstigenden Erinnerungen lösen sich auf und verwehen wie Rauch. Ich muss eingenickt sein und geträumt haben. Das passiert manchmal, wenn wir rausfahren, in dem kleinen blauen Ruderboot, das im Winter hochkant hinter der Gartenmauer von Ty Kerk, Malos Haus unweit von Melon, steht und an den windstillen Wintertagen von Papy Malo oder meinem Vater Yvan abgedichtet wird. Und das im Rest des Jahres auf dem Wasser ist.

Ich spüre das warme Licht auf den Händen, den Beinen, überall auf meiner Haut und fühle mich schläfrig und unglaublich wohl. Es ist, als glitte ein Schatten seufzend von mir ab und ins Wasser, wo er sich leise entfernt.

Alles ist leicht und friedvoll. Wie am ersten Ferientag, wenn sich die zwei Monate ohne Schule noch unendlich ausbreiten, unendlich wie der hohe blaue Himmel.

Ich drehe mich halb um, mein Vater lächelt mich an, ich schaue wieder nach vorn.

Es ist so still.

Wo ist der Wind? Wo das Reiben der Wellen an Sand oder Felsen? Wieso ist der Himmel so unbewegt?

Das stimmt alles nicht.

Und dann bemerke ich, was fehlt. Die typische Silhouette der Küste. Und der Inseln. Auch die Leuchttürme sind verschwunden.

Das kann nicht sein. Kein Meer der Welt ist so vollgesteckt mit Leuchttürmen mitten in den Wogen, mit Inseln und riesigen Granitbrocken wie die Wütende, die Iroise, am Ende der Bretagne, wo die Wellen der La Manche aus dem Ärmelkanal und die Wogen der Keltischen See aus dem Atlantik zusammenprallen.

Aber wo sind die Leuchttürme? La Jument, Pierres Noires, La Four?

Wo sind die Inseln, La Molène und Ouessant, hinter denen in den alten Legenden die Unendlichkeit begann?

»Wir sind gleich da«, erklärt mein Vater.

Ich drehe mich zu ihm, er raucht eine filterlose Zigarette, so wie er es immer tut, zwischen Daumen und Zeigefinger, doch der Geruch des Rauchs ist seltsam schwach. Sein Gesicht ist ein Gesicht des Meeres. Von großer Ruhe, der Blick gewohnt, in die Ferne zu sehen und die große Weite zu ertragen, die in der Nacht lichtlos und unendlich ist und am Tage ein riesiges, bewegtes, atmendes Wesen.

Mein Vater Yvan trägt einen blau-weiß gestreiften Fischerpullover mit drei Knöpfen über der linken Schulter, eine verwaschene Jeans und keine Strümpfe. Yvan Le Goff geht von April bis Oktober immer barfuß in seinen Schuhen.

Auch an dem Tag, als er starb.

Vor über dreißig Jahren.

Ich springe so rasch auf, dass das Boot schwankt, ich springe von meinem Vater fort, hinter die Bank.

Mein Vater ist mit zweiundvierzig Jahren ertrunken.

Als ich dreizehn Jahre alt war.

Er ist tot!

»Du bist gestorben«, flüstere ich. »Ich war dabei.«

Mein Vater antwortet nicht, er rudert weiter. Das blaue Boot gleitet lautlos über die unbewegte Dünung.

Ich war doch dabei.

Wir fahren raus, um die Reusen zu kontrollieren, entlang der Bojen. Es war mitten in der Hummersaison.

Dann drehte mein Vater dem offenen Meer den Rücken zu. Etwas, was er sonst nie tat. Das ist die erste Regel der bretonischen Fischer: »Dreh ihr nie den Rücken zu!«, ihr, La Mer, der unberechenbarsten aller Frauen.

Aber mein Vater schaute in Richtung Land. Ich versuchte, das Boot im Gleichgewicht zu halten, und dachte an die Lüge, die ich ihm und meinem Großvater später erzählen würde. Beiläufig, damit sie funktionierte. Ich hatte die beiden noch nie angelogen.

»Hier ist es gut, Henri, halt das Boot still!«, rief mein Vater und griff das glitschige Tau, das an der Schwimmboje eingehakt war und an dessen Ende die Fangreuse über dem Meeresboden schleifte.

Ich wollte behaupten, mit dem Rad zum Fest-noz nach Por-spoder zu fahren, aber mich stattdessen mit Sionie treffen. Sie hatte mir einen Kuss versprochen.

»Was ist das denn hier?«, fragte mein Vater und ruckte an dem Tau. Das Boot schwankte. Er drehte dem Meer immer noch den Rücken zu.

Eine Möwe flog, zornig keckernd, über uns hinweg, dann schwieg sie auf einmal.

Wenn die Seevögel schweigen, ist das, was nach der Stille kommt, nie gut. Ich sah zu der Möwe hoch.

Dann sah ich die Welle.

Sie war groß. Viel zu groß.

»Papa!«, rief ich.

Aber sie war schon da, bäumte sich über uns auf, eine graue, tosende Wand, in ihrer Mitte dehnte sich Schwärze aus. Dann schlug die Welle auf das Boot wie ein Hammerschlag und dann ...

Für einen Moment ist Schmerz in meinem Schädel, tiefer, weißer Schmerz. Ich sinke auf die Bank und halte mir den Kopf. Ein hohes Heulen ist zu hören, wie eine Säge, dann erlischt der Schmerz.

Und auch die Erinnerung daran, was damals noch geschah. Ich tauche meine Hände in das Wasser, um sie zu kühlen, ich will sie mir an die Schläfen legen und die Dumpfheit mildern. Als ich mich über den Rand des Ruderbootes beuge und meine Finger die spiegelartige Oberfläche des Wassers durchstoßen, sehe ich etwas, was ich nicht glauben will.

Rasch ziehe ich die Finger zurück.

Das kann nicht sein!

»Lass sie!«, sagt mein Vater.

Sie?

Sind sie wirklich da? Unter der Meeresoberfläche, stumm, schwebend, mit offenen Augen, festgehalten von unsichtbaren Fäden, die in der Tiefe verankert sind?

So tief, wie ich die Iroise nicht kenne? Man erreicht immer irgendwann den Grund. Aber was ich eben sah, schwebte über einer unendlichen, undurchschaubaren Tiefe, an deren Grund Wolken zogen.

»Wir sind da«, sagt mein Vater.

Das Boot ist sanft auf einer Insel aufgelaufen. Sie ist vielleicht hundert Meter breit und zweihundert Meter lang. Wiesenhöcker und in der Sonne golden schimmernder Granit bedecken sie, ein feiner Sandstrand fällt zur Wasserkante hin ab. Am Ufer: eine blaue Holztür, die in einem Rahmen hängt. Die Tür ist halb geöffnet.

Und sie sieht genauso aus wie die Haustür von Ty Kerk.

Ty Kerk.

Die Crêpes meines Großvaters Malo, über dem Kaminfeuer gebacken, mit bretonischer Meersalzbutterm bestrichen und mit Zucker bestreut, direkt von der heißen Pfannkuchenplatte. Die sanfte, friedvolle Müdigkeit vor dem Feuer am Herbstabend. Die Schritte auf knisterndem Schnee, auf den zu Eis erstarrten Wiesen. Die Sterne am violetten Himmel.

Ty Kerk. Der einzige Ort, an dem je alles gut war.

Vaters Tod. Meine Schuld.

Eddies Lächeln. Ihre Hand in meiner, auf einem Tisch, während wir lesen.

Wie ich sie zerbreche, meine Eddie, wie ich ihr liebendes Herz verbrenne.

Sams Daumen in seiner Faust. Wie ich mein Kind nur einmal sehe und dann nie wieder.

Mein Vater springt aus dem Boot, legt die Ruder hinein.

»Komm!«, ruft er. »Gleich ist es geschafft. Gleich bist du zu Hause.« Er geht auf die Tür zu, dreht sich zu mir um und wartet auf mich.

Ich gehe ihm nach, folgsam.

Wird er mich umarmen? Endlich wieder umarmen?

Da ist ein schöner Ort hinter der Tür, ich weiß es.

Nichts wird dort je zu Ende sein. Uns gehört dann alles Glück dieser Welt. Ich werde jetzt durch diese Tür gehen,

und sie wird sich hinter mir schließen. Ich werde endlich wieder mit meinem Vater zusammen sein. Und mit meinem Großvater. Die beiden Pole, die meine Welt halten. Mein Oben und Unten, mein Atem und mein Puls, mein Mond und mein Meer. Mein Tag und meine Nacht.

Komm zurück!, wispert es zweistimmig in meinem Kopf.

Ich ignoriere die Stimmen.

Ich gehe schneller. Hinter der Tür ist Ty Kerk, Malos Haus zwischen Sternen und Meer. In den Nächten, in denen die Wütende das Wasser an die Klippen warf und die Wellen immer höher und höher sprangen, da atmete und knirschte das zweihundert Jahre alte Granithaus wie ein Schiff in schwerer See.

Aber es hielt immer stand. Immer.

Mein Vater lächelt und geht durch die Tür.

Malo, mein Papy, mein Großvater, wird an dem kleinen Holztisch neben dem Kamin sitzen und Gedichte lesen, aus denen er mitunter zitiert, oder Proust. Mein Vater Yvan wird in der anderen Ecke des Raumes sicher etwas bauen, Bilderrahmen aus Treibgut oder eine Lampe, der Schirm aus bretonischen Trinkschalen, der Fuß aus knorrigem Walnusswurzelholz. Mein Vater wird Papys Zitate spöttisch kommentieren oder schweigen und sich dem Umbau eines Dinges in ein anderes Ding widmen. Darin ist er immer gut gewesen, in der Transformation der Dinge. Sachen versteht mein Vater.

Menschen nie.

Die Tür öffnet sich für mich. Alles wird dann endlich vorbei sein. Jede Mühsal. Jede Qual. Jede Furcht. Jeder Schmerz. Jede Traurigkeit. Jedes Vermissen. Jede Demütigung. Jede Angst. Jedes ...

Eddies Lächeln.

Wie sie mich ansieht, wenn sie denkt, ich schlafe noch und bekäme nicht mit, wie sie mich ansieht.

Eddie. Liebe meines nie gelebten Lebens. Mutter meiner nie geborenen Kinder.

»Henri?«, fragt mein Vater freundlich und steckt seinen Kopf wieder aus der blauen Tür. »Kommst du?«

Komm zurück!, flüstert der milde Wind, der auf einmal doch zu spüren ist. Von irgendwoher, von dem Meer ohne Land, dem Meer, unter dessen grauglasiger Oberfläche aufrechte Gestalten schweben, mit offenen Augen, als ob sie schlafen und träumen und nicht bemerken, wo sie sind.

Zurück – wohin zurück?

Ich bleibe stehen. Lausche.

Sam. Sein kleiner Daumen in der Faust, wenn er schläft.

Ein Windstoß schubst die Tür etwas weiter auf, ganz leicht. Ist da nicht schon das Kaminfeuer? Höre ich da nicht auch Großvater Malo, der halblaut liest, eine bretonische *marvailhoù*, eine alte, okkulte Geschichte aus der Zwischenwelt?

Vielleicht ist es gerade meine Geschichte, vielleicht sind wir alle Geschichten, die gerade gelesen werden, und vielleicht rettet uns das vor dem endgültigen Verlöschen?

Da ist ein Flackern in meiner Erinnerung, an den »Immerleser«, einen Mönch in den Gebirgen zwischen Österreich und Italien, der jeden Tag las, von morgens bis abends, weil er die Menschen in den Geschichten lebendig halten wollte. Mein Vater sieht mich besorgt an.

»Henri, bitte. Es ist nicht gut, wenn du zu lange zögerst. Türen stehen nicht für immer offen.«

Was ist das nur, was mich so festhält?

»Henri! Ich bitte dich. Das ist nicht gut. Du solltest nicht zu lange dazwischen verharren.«

Dazwischen? Was heißt das? Wo zwischen?

Mein Vater sieht mich an, so wie früher, als ob er sagen wollte: Ja, hast du denn nicht zugehört? Hast du Malo denn nie zugehört, wenn er dir das Wesen des Meeres erklärt hat?

La Mer ist eine Frau, sie kennt alle Ufer, und sie beschützt die Toten, die mit der Barke von der Île de Sein aus weiterfahren, bis sie jene Inseln finden, die auf keiner weltlichen Landkarte verzeichnet sind. La Mer ist die Geliebte der Zeit. Das Meer und die Zeit zeugten zusammen den Tod, die Träume und den Menschen, das sind ihre Geschöpfe.

»Man kann in den Übergängen leicht verlorengehen. Komm, Henri! Ich bitte dich. Geh mir nicht noch mal verloren.«

Ich ihm? Aber wieso ich ihm? Er ging *mir* verloren.

Die Tür schlägt auf einmal heftig zu, geht sachte wieder auf und donnert erneut zu, geht auf und zu. Es sind furchtbar laute Schläge. Sie drohen, sie sagen: Beeil dich besser!

Wenn die Tür sich öffnet, ist da ein Bitten. Ein Locken. Da ist das süße Ziehen, eine Einladung, mich in die wohlrigste, sonnenwarme Ecke von Ty Kerk zu schmiegen, in die ruhige Geborgenheit und Sicherheit, untermalt von Vaters gelegentlichem Brummen, Malos leisem Lachen über seiner Lektüre, dem Schnaufen des Hundes im Schlaf, dem Schnurren der Katzen, dem Knistern des Feuers. Alles würde gut sein. Für immer.

Ich rühre mich dennoch nicht. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nehme, dieser Verlockung zu widerstehen.

Mein Vater sieht mich an, er sagt liebevoll: »Ach, Henri, es ist doch vorbei. Schau!«

Er macht eine Geste zu mir hin. Und auf einmal trifft mich eine Welle von Empfindungen, die so intensiv ist, dass sie in

jede meiner Zellen dringt. Sie ist so allumfassend und groß, sie füllt mich aus, ich werde mit Bildern, Gefühlen und Wissen geflutet.

Und dann sehe ich es. Jetzt sehe ich alles.

Ich sehe, was man zutiefst bedauert, wenn man stirbt und die letzten Sekunden begonnen haben, in denen nichts, aber auch rein gar nichts mehr nachzuholen ist.

Ich sehe es, und es ist so logisch.

Wie dumm die Menschheit ist, dass sie *das* vergisst, immer wieder, von Tod zu Tod zu Tod und von Leben zu Leben! Ich habe es auch vergessen. Mehr noch: Immer wenn ich die Chance hatte, zum Zentrum meines Lebens vorzudringen, bin ich zurückgewichen.

»Deine Zeit ist vorbei, Henri. Lass dich los!«

Natürlich. Genau das hätte mein Dasein auch verdient – losgelassen und vergessen zu werden, denn ein Leben war es nicht.

Was würde ich dafür geben, nicht gezögert zu haben, wo ich hätte springen müssen, nicht geflohen zu sein, wo ich hätte bleiben müssen, nicht geschwiegen zu haben, wo ich hätte reden sollen!

Etwas in mir ist fassungslos über mich selbst.

Ich gehe langsam, Schritt für Schritt, rückwärts zurück zu dem kleinen, blauen Boot.

Bewegungslos steht mein Vater am Ufer der Insel, die Arme hängend, in seinem großen, ruhigen Meeresgesicht eine grenzenlose Traurigkeit.

»Henri! Du kannst nicht so einfach zurück. Du gehst dazwischen verloren! Zwischen allem, verstehst du?«

Ich weiß nicht, was er mit »zwischen allem« meint. Ich spüre den Sand unter meinen Füßen nicht, ich spüre gar nichts mehr. Selbst als ich das Boot zum Meer stoße, ist es, als ob ich

es nicht mit Muskelkraft schiebe, sondern als ob es sich bewegt, weil ich es mir wünsche.

Mein Vater sackt auf den Sand. Sein Blick unaufhörlich auf mich gerichtet. Er ringt seine Hände.

Unsicher steige ich in das Boot und nehme die Ruder auf.

Das Meer will sie mir aus den Händen schlagen, ich fasse fester zu.

»Du musst aufpassen! Verlass die Barke nicht und meide die Stürme!«, ruft mir mein Vater nach. »Und wenn du ins Wasser gehst, wenn die Nacht kommt, dann ...«

Ich höre nicht mehr, was er sagt, da mich das Meer der Sterbenden schon gepackt hat und zügig davontreibt.

Ich ziehe die Ruder durch, sie zittern, sie wehren sich, aber als ich sie immer wieder energisch durch das schäumende, rollende Meer ziehe, folgen sie meinen Bewegungen.

Ich weiß nicht, zu wem ich beten soll, mich zurückkehren zu lassen. Und sei es nur, um die Augen zu öffnen und Eddie anzusehen. Eddie, deren Gesicht ich als Letztes in meinem Leben sehen will, bevor ich für immer die Augen schließe. Und Sam, um ihm zu sagen, dass ich gekommen wäre. Ich wäre gekommen.

Schon verschwindet sie im flirrenden Blau des Horizonts, die Insel mit der offenen Tür.

Ich drehe mich um und sehe einige Riffe, deren Granitformationen sich, dunklen Fäusten gleich, über den Wellen erheben. Es wirkt so, als säße auf einem der weit auseinanderliegenden Steine, der wie ein Wal aussieht, eine in sich zusammengesunkene Gestalt. Sie sieht aus wie ein Mädchen mit langem blondem Haar, das einfach dasitzt und aufs Meer sieht.

»Hallo!«, rufe ich.

Das Mädchen dreht sich nicht einmal um.

Ich sehe keine Landlinie. Nirgendwo.

Wo ich herkomme, da ist der Himmel blau und freundlich, aber in meinem Rücken ballt sich Dunkelheit zu wuchtigen Wolkenbergen. Es donnert, und je länger ich hinschaue, desto sicherer bin ich mir: Das Wasser bricht sich dort an etwas.

Da! Ich beschatte meine Augen. Ja, dort hinten!

Unsichtbare Klippen, an denen die Wellen hochspringen, sich überwerfen, als milchweißes Brodeln zurückfallen, sich auflösen, wieder an Grund und Fels und ein unsichtbares Hindernis geschmettert werden.

Das Meer grollt.

Eine ganze Klippenlinie, ein Wall aus Glas. Und darin ...
Nebel?

Ich setze mich auf die Ruderbank.

Ich muss das Mädchen holen, denke ich, aber als ich zu dem Walfelsen schaue, wo ich das Kind eben gesehen habe – ist da kein Mädchen.

Unter dem Bug des blauen Bootes spüre ich jetzt einen zunehmenden Sog. Die Flut kehrt sich um. Ebbstrom.

Das Grollen wird lauter, als ob das Meer sich in einen gigantischen Wasserfall verwandelt hätte und Tausende Meter in eine donnernde, schwarze Tiefe stürzt.

Ich drehe mich im blauen Boot um.

Die Wellen sind zu Bergen aufgetürmt, hoch wie mehrstöckige Häuser, die sich an der Grenze aufreiben, brechen und zerspringen. Ich sehe jetzt, dass es eine Art Röhre ist, an der die Wellen zerschellen, nicht aus Glas, aber gefüllt mit Nebel, mit Nacht.

Meine Angst schmeckt nach Blut.

Im Winter hat es an der Küste der Iroise so ausgesehen, als wollte das graublaue, schwere, rollende Meer mit Anlauf an

Land springen, über die vom Wind zu Graswellen geformten Wiesenhöcker laufen und sich die Menschen aus ihren Betten holen.

So gewaltbereit werfen sich die Wellen auch an diese Röhre aus Nacht und strömenden Wolkennebeln. Ich meine fast, Sterne darin ziehen zu sehen, es ist, als tauchten mitunter Baumwipfel und Bergspitzen daraus auf, Städteschatten, aber so schnell, dass ich sicher bin, ob ich mich nicht täusche. Die Röhre reicht links und rechts bis zu den landlosen Horizonten. Auf ganzer Strecke werfen sich die Wellen gegen diesen Wall und prallen weiß und schäumend zurück. Auch der Himmel hat sich zugezogen, er wirkt eitrig gelb, rauchgrau und giftig.

Das Boot hebt und senkt sich und beugt sich bedrohlich tief nach links und rechts. Gischt rinnt über den Rand.

Ich beuge mich vor, schaue in den Strudel, der sich direkt vor dem Wall bildet. Was schirmt diese Grenze, die das Meer der Sterbenden trennt, ab?

Ist es ein Ort, wo das Leben endet – oder anfängt?

Was ist hinter dem Wall ...

... oder in ihm?

Der Strudel öffnet sich unter mir wie ein Wasserfall.

Er beginnt, mein Boot in die Tiefe zu ziehen, in Richtung der Röhre. Und alles, was ich denken kann, ist: Ja! Ich will es wissen. Ich will wissen, was dort ist.

Für einen einzigen Moment balanciert das Boot auf der letzten Wasserkuppe – und überschlägt sich dann mit Schwung hinab.

Ich habe das Gefühl, auseinandergerissen zu werden. Der Kopf, die Arme, das Rückgrat.

Bitte. Bitte. BITTE!

Eine große, flächige Kühle bäumt sich plötzlich über mir

auf, und dann hämmert der Schatten mit Wucht auf mich, eine riesige, flache Wasserhand, die mich hart und fest ins Meer und in die Röhre schlägt. Ich falle, ich ströme, Lichter und Farben und Stimmen umhüllen mich, ich sinke, ich löse mich auf, ich falle, immer schneller, ich falle, und ...

Sam

Ich höre ihr Herz schlagen, dicht an meinem Ohr. Ich rieche ihr Parfüm, und ich spüre ihre Fingerspitzen, die ganz leicht auf meinem Haar liegen, als sei mein Kopf aus dünnem Glas. Ich spüre ihre Panik knistern und ihre Hoffnung drängen. Und darunter noch etwas.

Es ist warm. Es ist gut. Es macht, dass ich atmen kann. Ich höre ihren Atem, und dann, meine Seele gelehnt an ihr Herz, höre ich, wie sich ihr Atem in einen Ton wandelt. Der Ton wird zu einer Melodie, zu einer Brise, aber anders als das Klavier bei Madelyn. Es ist ein Wind, der lange über der Erde gesucht hat und der sich dann langsam erhebt, heller wird, und suchend über die kühle, von Rauhreif versilberte Eisdecke eines weiten, breiten, starren Flusses streift. Er verwandelt sich in einen wärmenden Sonnenstrahl, der das Funkeln der Stille einfängt und sich dann auf eine bewegungslose Eisskulptur setzt, in deren Mitte ein Herz schlägt. Mein Herz.

Eddies singende Stimme wärmt das Eis, bis der Klang mein Herz umfasst. Und der milde Wind trägt mich fort, über tausend Berge und schwarze Wälder zurück dorthin, wo alles hell und gut ist.

Zwei Herzschläge später geht die Tür der Kapelle auf. Dr. Saul kommt auf uns zu, setzt sich auf den Boden, lehnt den Kopf an die Wand und schließt die Augen. Eddie hört auf zu singen. »Samuel«, sagt Dr. Saul, und ich weiß, es ist kein gutes Zeichen, wenn Gott mich bei meinem Vornamen nennt.

TAG 17

Eddie

Saul dreht die Gehirnschans, ein EEG und ein sehr komplex wirkendes Papier mit vielen Kästchen und Einträgen auf dem Tisch vor sich zu Sam und mir hin. Ich lese Innsbrucker Skala und Edinburgh-2-Skala, ich lese, dass Henris Punktzahl bei sechs auf der »Glasgow Coma Scale« angemarkert ist. Daneben steht: »Mittelschweres bis schweres Koma.« Wäre es eine Drei, wäre er hirntot. Bei fünfzehn Punkten wäre er der Mann, den ich mal gekannt habe.

Ich sehe zu Sam hinüber. Sein Gesicht ist hart und viel zu erwachsen. Er knibbelt unter der Tischplatte an seinem Dauernagel, das ist das Einzige, was sich an ihm regt.

»Mr. Skinner ist nach seinem achtzehnminütigen Herzstillstand in ein Koma übergegangen. Koma selbst ist keine Krankheit, es ist eine Schutzreaktion des Gehirns. Der Mensch zieht sich auf sich selbst zurück und trennt sich von dieser Welt, die ihm Schmerz und Angst beschert.«

Vor meinem inneren Auge steigt ein Bild auf von Henri, der mit erhobenen, abwehrenden Händen rückwärts aus seinem Leben geht. Im Prinzip ist Koma also nur die logische Fortführung seiner Bewegungsrichtung im Leben: Bloß weg hier!

Ich will das nicht denken. Aber ich bin so wütend auf ihn. Ich würde jetzt wirklich gern etwas kaputt machen. Ich weiß nicht, ob ich das allein schaffe. Ich würde gerne Wilder anrufen, ihn anflehen, herzukommen. Doch Wilder weiß nicht einmal, dass ich hier bin, er weiß nicht mal, dass es Henri in meinem Leben gab. Und wieder gibt, auf eine verzernte, unwirkliche Art.

Wie immer. Wie verflucht noch mal immer: Henri, der Mann, der nie da ist und dennoch immer da.

Dr. Saul holt ein Blatt Papier hervor und beginnt, Kreise darauf zu zeichnen.

»Ich habe Samuel dieses Modell auch schon erklärt.« Er tippt auf das Zentrum, das für »Wach« steht. Um den Punkt legen sich von innen nach außen Kreise, Benommenheit, Schlaf und Traum, Bewusstlosigkeit, Koma – und Tod. Dr. Saul zeichnet erst ein Kreuz in die Zone, die für Bewusstlosigkeit steht – »Hier war er« –, dann ein Kreuz in den Bereich Tod – »und hier auch«. Das letzte setzt er in »Koma«. Es ist für mein Gefühl zu dicht am Rand, viel zu dicht am Tod. Es ist genau auf der Kante.

»Es sind Orte. Nicht Zustände«, flüstert Sam.

Ich sage das Erste, was ich aus dem Knäuel meiner rasenden Gedanken herauslösen kann.

»Wird er von diesem Ort zurückkommen?«

Dr. Saul antwortet nur eine Sekunde lang nicht.

Eine Sekunde. So lang wie der Herzschlag eines erwachsenen Menschen, der sich nicht gerade fürchtet, so lang, wie das Licht für 299792 Kilometer braucht, so lang, wie die Erkenntnis dauert, ohne einen Menschen nicht SEIN zu wollen.

Aber wie schwer wiegt eine Sekunde Angst!

Warum war Saul nicht schneller? Hatte er erwogen, uns anzulügen? Nein. Ich mag ihn nicht, aber er ist kein Lügner.

Dr. Saul sagt langsam und bedächtig: »Wir wissen es nicht.« Immerhin. Er sagt nicht ja.

Nein sagt er auch nicht.

»Aber jetzt ist er fast tot?«, fragt Sam mit der heiseren Stimme eines Teenagers im Stimmbruch und zeigt auf das einsame kleine Kreuz am äußersten Rand der konzentrischen Kreise.

Dr. Saul nickt. »Ja, Sam. Aber er lebt. Nur anders. Verstehst du? Koma *ist* immer noch Leben. Nur auf eine eigene Weise, es ist eine Grenzsituation. Eine Krise, ja, aber es ist kein weniger wichtiges Leben als das, das du oder ich oder Mrs. Tomlin führen. Deswegen sagen wir hier, jemand *lebt* im Koma, statt *liegt* im Koma.«

»Aber zwei Tage, das ist ... das ist doch nicht der Anfang von für immer?«

Dr. Saul schweigt nach meiner Frage schon wieder zu lange, viel zu lange.

Bitte, sag, dass es möglich ist, dass Henri heute Nacht aufwacht. Oder morgen. Oder irgendwann.

Denn der Schmerz ist wiedergekommen, der Schmerz, meinen Vater nie wieder außerhalb meines Körpers zu hören, sondern nur noch in mir. In der Erinnerung. Eine Erinnerung wie Sterne, die langsam verglühn.

Mir zerreißt es das Herz, wenn ich an Sam denke. Es ist zu früh, den Vater zu verlieren, bevor man ihn kennenlernt. Diese Sehnsucht ist unheilbar. Ich würde gern nach der Hand des Jungen greifen, aber er hält sich nach wie vor an sich selbst fest. Darin ähnelt er ein wenig seinem Vater.

Ich habe schon wieder die Luft angehalten, und mein unwillkürliches »Pff« missdeutet Dr. Saul als Skepsis.

»Koma ist eines der am wenigsten erforschten Phänomene, Mrs. Tomlin. Wir wissen darüber nicht genug und hangeln uns an Statistiken entlang, die uns wenig über das Warum oder das Wie sagen. Die Zahlen besagen, dass zwei Tage meist der Anfang von immer ist. Aber eben nicht immer.«

»Hat er Angst?«, fragt Sam. Sein Daumen ist inzwischen blutig geknibbelt. Jetzt beißt er sich auf die Lippen.

»Wir wissen auch nicht, was ein Komapatient empfindet, Samuel. Es ist davon auszugehen, *dass* er etwas empfindet, ja,

das zeigen auch die Scans.« Dr. Saul deutet vor sich auf die Ausdrucke.

»Manche meiner Kollegen nehmen an, das Gehirn lässt im Koma all die Worte, Bilder und Gefühle regnen, die uns auch im Wachzustand bei tiefer Entspannung durchfluten. Es gibt die Fraktion, die überzeugt ist, das limbische Gehirn und das Reptiliengehirn übernehmen die Regie, die für ein minimales Ersatzbewusstsein sorgen. Und dann gibt es noch die Ingenieure. Sie halten alles, was wir fühlen und denken – Liebe, Hass, Sorge, Rolling-Stones-Musik –, für elektronisch produziertes Geschnatter unserer Synapsen und die Idee einer Seele für ein Kindermärchen. Für die ist Koma der Stromausfall im System.«

Sam berührt wieder das Kreuz. Sein Zeigefinger zittert.

»Kann er von dort aus schon die Toten sehen?«, flüstert er und tippt auf das Kreuz.

Diesmal zögert Dr. Saul keine Sekunde.

»Nein«, antwortet er. »Dein Vater, Sam, war klinisch tot. Oft ist es so, dass mir Patienten, die wiederbelebt wurden, zwar erzählen, sie hätten gesehen, was uns auf der anderen Seite erwartet. Es sind alles ähnliche Berichte, von Tunneln aus Licht, von einem Gefühl zu schweben, von Stimmen, von Verwandten, die uns erwarten, von Entspannung. Aber ...« – Dr. Saul kneift die Augen zusammen –, »... wir können die meisten dieser Empfindungen und Erlebnisse sehr wohl erklären. Der Ausfall der Sehkraft bei einem physischen Versagen erklärt die Lichter am Ende des Tunnels. Das Gefühl zu fliegen oder über sich selbst zu schweben ist ein typisches Symptom, wenn das Hirnareal, das für Gleichgewicht und Balance zuständig ist, aussetzt. Die Entgrenzung vom eigenen Körper ist ebenfalls durch den Ausfall von –«

»Ich glaube, wir haben Sie verstanden«, unterbreche ich ihn. Sam hat sich in den Stuhl gekrallt, während Dr. Saul sein gesamtes akademisches Fachwissen auf uns regnen lässt. Samuel nutzt das Wissen nicht. Er will etwas anderes. Vielleicht Hoffnung. Und Hoffnung ist nicht aus Wissen gemacht.

»Sie glauben an Ihre Statistiken, und den Rest lassen Sie nicht gelten.«

»Ich glaube gar nichts, Mrs. Tomlin. Nicht an Statistiken, nicht an Experten, und, übrigens, falls es Sie beruhigt: Ich glaube schon gar nicht daran, dass ich alles weiß.«

»Ja, das beruhigt mich ungemein.«

Er zuckt die Achseln.

»Was wollen Sie hören? Nahtoderfahrung? Engel, Gott, Wiedergeburt? Oder ob Menschen im Koma ihre Körper verlassen, um durch Zeit und Raum zu reisen? Was soll ich Ihnen sagen? Ich bin Neurologe! Wir wissen einfach nicht, wen Henri M. Skinner gerade sieht oder nicht sieht, wo er sich zurzeit aufhält oder was er dabei fühlt. Wir haben nur unsere Scans, die uns nicht mal verraten, ob er uns hören, sehen, spüren oder riechen kann.«

Sam schluckt hörbar. Als ich rasch zur Seite sehe, glänzen seine Augen vor Tränen, die er versucht, zurückzuhalten. Ich lege meine Hand auf die Armlehne seines Stuhls, Handfläche nach oben, ich wünschte, ich könnte ihn festhalten, mit aller Macht.

»Aber«, flüstert er rau, »*ich* kann ihn spüren.«

»Das wünschst du dir vielleicht, Sam, aber es ist unmöglich«, sagt Dr. Saul, und es hört sich so an, als ob er wirklich voller Mitgefühl ist.

Jetzt rinnen Henris Sohn die Tränen hinunter, und seine Stimme bricht, als er lauter sagt: »Doch!«

»Sam, Selbsttäuschung hilft nicht.«

Sam schlägt die Hände vor sein Gesicht. Und jetzt werde ich wirklich wütend, dass Dr. Saul nicht wenigstens so sanft ist, um dem Jungen diese Qual zu ersparen.

»Sie sind ein unerträglicher Kotzbrocken, Doktor Saul«, stelle ich fest.

»Das kann durchaus sein, Mrs. Tomlin. Meine Frau hat das auch behauptet, kurz bevor sie mir die Scheidungspapiere schickte. Per E-Mail, um bloß nicht noch einmal genötigt zu sein, mit mir zu sprechen.«

Er ordnet die Unterlagen auf dem hellen Tisch.

Ich sehe trotzdem, dass er betroffen ist von Sams lautlosem Weinen. Die Schultern des Jungen zucken, sonst ist es still im Raum.

Es ist ein Moment geteilter Einsamkeit. Dr. Sauls Geliebte ist seine Arbeit. Sam fehlt sein Vater. Und ich ... ich hatte nicht gemerkt, wie hart mich die letzten zweieinhalb Jahre ohne Henri gemacht haben.

Ich stehe auf und knie mich vor Sam, nehme ihn in meine Arme, dieses Bündel Not. Er weint und klammert sich an mich, und ich weiß in dem Moment, dass, egal was passiert, ich es schaffen muss.

Irgendwann hört Sam auf zu weinen, flüstert: »Okay, schon gut«, und ich setze mich wieder.

Dr. Saul schiebt mir und Sam, der jetzt auf der Kante des Besucherstuhls sitzt, nun die von Henri vor über zwei Jahren unterschriebene Patientenverfügung hinüber.

Ich sehe auf das Datum: Das war kurz nachdem ich ihm meine Liebe gestanden habe. Aber er sie nicht wollte.

Und er trägt mich trotzdem in diese Verfügung ein? Was hat sich der Idiot bloß dabei gedacht?

Die Verfügung hat einen weiteren winzigen Makel: Meine Unterschrift fehlt.

»Henri Skinner braucht, im Falle seines weiteren Überlebens im Koma, Rehabilitation. Aber vor allem emotionale Kontinuität. Und das nicht nur über ein paar Tage. Sondern Wochen. Monate. Vielleicht sein ganzes Leben, egal wie lang oder kurz es ist.«

Dr. Saul beugt sich vor, und sein zweifarbiger Blick glüht jetzt.

»Sam, du bist dreizehn Jahre alt. Ich mag dich gern, du bist klüger als die meisten Leute, die ich kenne. Und deswegen werde ich mich immer weigern, dich anzulügen oder wie ein dämliches Schaf zu behandeln und dir was von Engeln und Jesus am Ende des Tunnels zu erzählen.« Jetzt wendet sich Dr. Saul mir zu. »Ich werde Sam aber nicht das zumuten, was ich Ihnen zumuten will, Mrs. Tomlin.«

Er tippt auf die Patientenverfügung.

»Dem Tod so nah zu sein ist immer Bürokratie, eine endlose Ansammlung demütigender bürokratischer Prozesse. Wenn Sie das hier unterschreiben, übernehmen Sie die Verantwortung für Samuels Vater. Können Sie das, Tomlin? Können Sie Verantwortung übernehmen? Über ein Leben? Oder das Sterben?«

Dr. Saul lehnt sich zurück. Sein Lederstuhl knarzt.

Verdammt!, will ich Henri entgegenschleudern, ich sitze hier und muss einem Arschloch die Frage beantworten, ob ich mich für *dein* Leben verantworten will! Wieso hast du das getan, Henri?

»Überlegen Sie sich gut, ob Sie dies tun wollen und tun können. Für Henri Skinner da sein. Mit ihm reden, ihn bewegen, ihm beistehen, wo immer er auch ist. Wenn Sie so wollen: mit ihm leben. Intensiver, als Sie mit jedem anderen Menschen leben. Jeden Tag. Auf eine absolut unbestimmte Zeit.«

Für immer also. Für immer, in diesem und in jedem anderen Leben.

Ich will etwas sagen, aber Dr. Saul lässt mich nicht, er hebt seine Hand, sie sieht aus wie die schwielige Hand eines Zimmermanns, und spricht sofort weiter: »Nein, nein! Sie müssen mir nicht jetzt antworten, Mrs. Tomlin. Nicht heute. Ich würde das, was Sie heute sagen, nicht ernst nehmen. Sie sind gerade in einem schocknahen Zustand, von Emotionen und Adrenalin wie betrunken, Sie wollen es mir am liebsten so richtig zeigen und beweisen. Und wissen Sie was: Das ist gut! Es verrät, dass Sie ein Dragoner sind, den nichts so schnell umwirft. Schwierig, nervig, aber verlässlich.«

Er schiebt mir den Vertrag hin, den ich mit dem Krankenhaus als Vertreterin von Henris Willen schließen würde. Mein Blick frisst die Buchstaben.

Ein Rehabett im Wellington kostet eine halbe Million Pfund. Im Jahr. Henris Pflegeversicherung aus der Presseversorgung deckt zwei Jahre Behandlung ab.

Zwei Jahre ist also die durchschnittliche Zeit, die der Staat England einem Menschen gibt, um sich vom Tod zu erholen. Mir ist dezent danach, etwas zu zerstören, zum Beispiel Dr. Sauls Sammlung an filigranen Jadekrebse, Schildkröten und Seepferdchen, die er in den Regalen vor seinen Aberhundert Büchern aufgereiht hat.

Ich lese die Stelle »Die vom Patienten rechtmäßig ernannte Betreuungsperson ist berechtigt ...« und lese sie dann noch einmal langsamer.

Ich wäre berechtigt, über alle Behandlungen und Maßnahmen zu entscheiden. Ich wäre berechtigt, die lebenserhaltenden Maschinen abschalten zu lassen. Ich wäre berechtigt, Henri sterben zu lassen.

»Lassen Sie sich vierundzwanzig Stunden Zeit, besser noch

drei Tage. Reden Sie mit jemandem, der fähig ist, Ihnen zu sagen, wenn Sie gegen den Wind pissen und sich zu viel vornehmen. Kennen Sie so jemanden? «

»Ja«, sage ich. »Ich kenne solche Menschen. Sie auch? «

Dr. Saul lächelt knapp.

»Zu wenige. Lieben Sie ihn übrigens? «

»Bitte? «

»Liebe«, wiederholt Dr. Saul. »Lieben Sie Henri Skinner? «

»Ist das eine Voraussetzung? «

Dr. Saul schüttelt langsam den Kopf.

»Nein. Es macht die Dinge schwerer.«

Ich wäre verrückt, wenn ich ihn noch liebte. Henri hat mich nicht für sein Leben gewollt, aber zur Verwaltung seines Sterbens bin ich gerade gut. Liebe? Ich bin nicht so verrückt. Nein.

Ich brauche einen Whisky.

»Sich um jemanden im Koma zu kümmern ist, wie die Ehe mit jemandem einzugehen, der Ihnen niemals sagen wird, dass er Sie liebt«, sagt Dr. Saul ruhiger. »Und trotzdem müssen Sie ihm alles geben, was Sie an Zuneigung und Kraft haben. Ihre ganze Liebe, sofern Sie welche für ihn empfinden. Ohne Happy End. Sie würden einen großen Teil Ihres Lebens mit jemandem verbringen, der nicht anwesend ist.«

Ach, so?

Das ist nichts Besonderes.

Daran bin ich bei Henri gewöhnt.

Dr. Saul lehnt sich in seinem Stuhl zurück. Ich rolle die Patientenverfügung und den nicht unterschriebenen Vertrag zusammen, eng und fest.

Hier stehe ich also, und alles, was ich noch vor drei Wochen tun wollte, ist völlig hinfällig. Henri bricht mit der Gewalt eines Kometen in meine Tage. Es gibt keinen Ausweg. Sam

sieht mich an, in seinem Blick ist alles: Hoffnung, Angst, Vertrauen, und eine tiefe Entschlossenheit. Er schaut mich an, als könnte er mich mit seinem Blick zwingen, mich zu entscheiden.

Aber ... es geht nicht. Ich will der Droge nicht schon wieder verfallen. Ein Junkie. So war ich in meiner Liebe zu Henri. Süchtig. Meine Gefühle verwandeln sich in ein wildes Tier, das ich ausgehungert habe, um es zu domestizieren. Doch es erwacht.

Komm schon, knurrt es, lass uns springen!

All die Nächte! Es werden Hunderte gewesen sein.

All die Tränen! Es werden Hunderttausende gewesen sein.

All das Fliehen, vor Männern, die Henris Silhouette besitzen oder seinen Gang, sein Eau de Toilette benutzen, die auch Henri heißen oder die Zaz und Amy Winehouse und Bob Marley lieben.

All die Momente, in denen ich an ihn dachte und es nicht wollte.

All das gemiedene Land der Erinnerung.

Mein Liebestier erklärt die Qualen für irrelevant.

Komm, knurrt es. Lass uns lieben.

Nein.

NEIN!

Sam

Ich gehe zu deinem Vater. Gehen wir zusammen?«, fragt mich Eddie.

Ihre Stimme bebt zwischen roter Wut und hungrigem Sehnen, durchsichtig blau, gleichzeitig rollt ihr eine silberhelle Träne aus dem Auge. Sie wischt sie ungeduldig mit dem Handrücken weg, dabei bleibt ein schwarzer Streifen an ihren Fingern und an der Wange zurück. Eine zweite Träne rinnt ihr aus dem anderen Auge. Diesen hellen Augen, aus denen jetzt das Wintermeer strömt. Ihr Singen ist immer noch da, in meinen Ohren. Ich stelle mir vor, dass sie meinem Vater auch etwas vorgesungen haben könnte.

Mein Vater. Und sie.

Es ist, als ob sie alles weiß und ich gar nichts. Ich will sie tausend Dinge fragen, aber eigentlich nur eine einzige Sache: Hat er je von mir gesprochen?

Als er starb, hat er mich angesehen, und ich wusste für eine unendliche Zeit, wer er ist. Ich konnte die Schattenjahre sehen und das Warme, das Gütige, das zurückweicht, und ich spürte, dass er mich kannte.

Es war ein Wieder-Sehen zwischen uns.

Vielleicht bilde ich mir das aber auch alles nur ein. Früher habe ich mir auch unsichtbare Freunde eingebildet.

Na, ja, früher – noch vor einigen Monaten. »Rationalität gehört nicht zu den Lieblingsfächern deines Gehirns, *mon ami*«, würde Scott sagen.

»Nein, ich komme nicht mit, weil ...« Ich suche nach einer Ausrede. Alles ist durcheinander. Alles in mir ist wund und heiß, aber zugleich taub und kühl, als ob es in Dr. Sauls

Zimmer unaufhörlich geschneit hätte und gleichzeitig gebrannt.

Die Vorstellung, dass Eddie weggeht, tut weh.

Dass sie meinen Vater vielleicht liebt, tut auch weh.

Dass sie ihn vielleicht nicht liebt, ebenfalls, aber anders.

Eddies Tränen habe ihre Augen gewaschen.

»Okay. Ist okay. Sie werden uns auf der Intensiv eh nicht brauchen können. Holt deine Mutter dich ab?«

»Ja, klar«, lüge ich, und Eddie erwidert: »Gut. Mir würde es nämlich nicht gefallen, wenn du jetzt allein wärst. Wirklich nicht, Samuel.«

Sie schaut mich an, es ist schwer, in ihre Augen zu sehen und zu lügen.

»Du könntest auch mit in den Verlag kommen, und ich fahre dich später heim. Liest du Phantastik?«

»Fantasy?« Ich schüttele den Kopf.

»Nicht Fantasy. Phantastik. Das ist sozusagen die erweiterte Realität. Fantasy dagegen, das sind Geschichten, in denen das Übernatürliche vorkommt, also zum Beispiel Elfen, Vampire oder Orks, Fuchur, Gandalf, Gargoyles, Hexen. Phantastik ist näher an der Wirklichkeit.« Sie spricht jetzt grüner, nicht mehr so rot. »Phantastik erzählt von dem, was theoretisch möglich ist, von Rissen im Raum-Zeit-Kontinuum, von Zeitreisen. Zurück in die Zukunft etwa. Phantastik ist ein *reality crash*. Und genauso heißt mein Verlag. Also: Liest du Phantastik?«

Ich nicke. Und lausche ihren Wörtern nach, Verlag. Heim. Phantastik. Realitycrash. Sie beschreiben eine völlig andere Welt, und sie stößt einfach an meine. Als ob wir zwei Bücher sind, die zufällig in einem Regal nebeneinanderstehen, während es brennt, und die Deckel schmelzen, und unsere Buchstaben kippen ineinander. Keine Ahnung, was Scott

dazu sagen würde. Wahrscheinlich: »Marty McFly trifft Elisabeth Bennett?«

Der breite Krankenhausfahrstuhl kommt, die Tür gleitet auf, und Eddie tritt mit einem Fuß hinein. Wartet.

Wenn ich mitfahre, wird sie warten wollen, bis mich meine Mutter abholt. Aber meine Mutter wird nicht kommen. Weil sie nicht weiß, dass ich hier bin. Und es auch nicht wissen soll. Jedenfalls noch nicht.

Die Tür beginnt, sich zu schließen, Eddie hält sie mit dem Ellbogen auf, die Schiebetür schnell zurück.

»Sam. Warum hat dich deine Mutter heute eigentlich nicht begleitet?«

»Sie ... sie musste meinen Bruder Malcolm zum Zahnarzt bringen.« Meine Stimme ist so weiß, wie Lügen grell sein können. »Er hat Angst allein, und ich, ja ...«

»Du hast keine.«

Ich nicke. Würde sich freundlicherwise gleich hier ein Abgrund auftun, in den ich versinken kann, bitte?

»Ich ... ich geh mir noch mal Hände waschen«, murmele ich. Eddie sieht mich nachdenklich an. Dann tritt sie endlich ganz in den Lift. Während die Türen zugleiten, hebt Eddie ihre rechte Hand. Dann spreizt sie Zeige- und Mittelfinger zur einen, Ring- und kleinen Finger zur anderen Seite ab. Der vulkanische Gruß von Mr. Spock.

Automatisch erwidere ich ihn, und als ihr Fahrstuhl nach unten sinkt, stehe ich da immer noch, halte die Hand hoch wie der letzte vergessene Trekkie im Dromedarnebel und drücke erst nach gefühlt tausend Jahren auf den Knopf, um den zweiten Lift zu holen.

Sie sitzt über ein Buch gebeugt, in das sie mit einem Kugelschreiber mit ruhiger Hand etwas einträgt. Noch hat sie

mich nicht gesehen, und ich könnte wieder gehen. Das wäre vermutlich das Beste, aber wie Scott *le Brainman* sagen würde: »Du kannst nicht ignorieren, dass es noch andere Leben gibt, die du leben könntest. Sie sind nur eine halbe Minute und einen Schulverweis entfernt.«

Sie schaut auf, als ich sachte an die Scheibe des Schwesternzimmers klopfe.

»Oh, hallo! Hallo, junger fremder Herr.«

»Hallo, Mrs. ...« Ich lese rasch noch mal den Namen, er ist in Schreifschrift auf einer Tasche des dunkelvioletten Schwesternhemdes eingestickt.

»Hallo, Schwester Marion.«

Sie legt ein Lesebändchen in das Buch und klappt es zu. Auf dem Einband steht: Madelyn Zeidler.

»Und dein Name?«

»Samuel Valentiner, Schwester Marion.«

»So. Valentiner? Ich glaube nicht, dass wir hier oben einen Valentiner haben, den du besuchen willst, oder?«

Ich schüttele den Kopf.

»Was kann ich dann für dich tun, Samuel Valentiner?«

»Ich ... ich wollte fragen, wie es Maddie geht.« Es passiert, als ich ihren Namen ausspreche. Eine mir völlig unbekannte Hitze schießt in meine Wangen. »Und mich entschuldigen, dafür, dass ich gelauscht habe. Neulich. Entschuldigung.«

Die Hitze kriecht überallhin, in die Wangen, unter die Haarwurzeln, den Hals hinunter, und ich glaube, sogar unter meine Fußsohlen.

Wie nennt Scott die Pubertät? »Die vermutlich peinlichste Zeit eines Mannes. Sie endet mit zirka siebzig.«

Schwester Marion lässt sich Zeit. Sie lehnt sich in dem praktischen blauen Stuhl mit Rollen zurück, legt die Arme übereinander, beobachtet mich und fragt am Ende dieser Proze-

dur nach gefühlt mindestens hundert Stunden: »Und warum willst du wissen, wie es Maddie geht?«

Warum, warum? Warum habe ich seit zwei Tagen und Nächten ununterbrochen an meinen Vater und an Madelyn gedacht, ununterbrochen, sogar im Traum, da bin ich mir sicher? Ich habe ihren Namen gedacht, ich habe ihren Namen geatmet.

»Ich kann nicht anders«, antworte ich endlich.

Wieder blickt mich Schwester Marion so an, und in ihrem Gesicht sehe ich zwei Frauen, die junge und die ältergewordene, und es ist fast, als ob die ältere der jüngeren sagt, was sie schließlich lächelnd ausspricht: »Das Leben ist ein schwieriger Berg, nicht wahr?«

Ich weiß es nicht genau, also halte ich die Klappe, und auf einmal stößt sich Schwester Marion aus dem Stuhl ab und sagt: »Komm, wir fragen Maddie, ob sie dir nicht selbst sagen will, wie es ihr geht.«

Die Schwester ist kaum größer als ich, und ihre roten Locken wippen vor mir her, als sie den Flur entlanggeht, auf das letzte Zimmer zu.

»Ich leite übrigens die Station. Wenn ich nicht hier bin, habe ich entweder Nachtdienst oder sehe mir die Fälle auf der Intensivstation an.«

Ich habe keine Zeit, Angst zu bekommen, weil Schwester Marion schon an die letzte Tür klopft, sie einen Spalt aufschiebt und leise in den Raum sagt: »Hi, Maddie, wir haben Besuch. Der junge Mann von vor zwei Tagen ist wieder da. Er heißt Samuel. Dürfen wir reinkommen?«

Maddie antwortet: »Natürlich, wir wärmen uns gerade auf.«

Und natürlich sagt das nicht Maddie, sondern die Frau, die eine weiße Hose und ein blaues Hemd mit eingesticktem

Namen – Liz – trägt und gerade dabei ist, etwas sehr Merkwürdiges mit Madelyn zu machen, während diese auf einer wattierten Matte auf dem Boden liegt, auf der Seite, und zu mir hochschaut.

Die Frau hat einen Fuß von Maddie in der Hand und massiert und dreht ihn behutsam, biegt ihn hin und her, und im Hintergrund läuft klassische Musik.

»Heute schon wieder Tschaikowsky, Maddie?«, fragt Schwester Marion.

»Hi, ich bin Liz, Maddies Physiotherapeutin«, sagt Liz und streckt mir einen linken kleinen Finger zur Begrüßung hin, während sie Maddies Fuß in alle möglichen Richtungen biegt und dann beginnt, ihr Bein anzuwinkeln.

»Hallo, Madelyn«, will ich sagen, aber ich habe auf einmal einen gigantischen unsichtbaren trockenen Keks im Mund und kann nicht mehr sprechen. Meine Zunge, mein Mund und meine Stimme haben sich komplett verabschiedet, als ich Maddie anschau. Ihr Gesicht. Ihre Wangen. Ihre Handgelenke. Alles ist zart und wunderschön.

Da ist ein Katheter, der unter Maddies Nachthemd und der Sporthose verschwindet, zwei Leitungen führen zu ihrem Zeigefinger. Auf dem Tisch neben ihr stehen Augentropfen. Auf einem Tisch nahe der Tür stehen andere Medikamente in Tropfflaschen. Neben ihrem Bett: Maschinen. Der Sauerstoffgehalt in ihrem Blut und ihr Herzschlag werden gemessen. Ständig.

Madelyn wird auch über eine Sonde ernährt, die in ihrem Schlüsselbein verschwindet. Es steckt eine Röhre in ihrem Hals. Daran ist die Beatmungsmaschine angeschlossen.

Trotzdem. Bei Maddie sehe ich fast so wenig wie jeder Nicht-Synn timer Idiot. Ich kann nicht sehen, wer sie ist.

Alles ist erstarrtes Eis auf einem stummen Fluss. Maddie ist

ganz und gar eingehüllt in etwas, das sich anfühlt wie eine elektrisch aufgeladene Schwimmblase aus Eis.

Und sie sieht mich an, aber sieht mich nicht.

Das zumindest haben wir gemeinsam.

»Liz, das ist Samuel. Er wollte Maddie fragen, wie es ihr heute geht.«

Nein, am liebsten möchte ich hier einfach umfallen.

»Wir tanzen gerade, aber gleich sind wir mit dem ersten Akt zu Ende. Maddie hat nachher noch Sprachstunde und Ergotherapie, der Tag ist ziemlich voll.«

Liz geht sehr behutsam vor, sehr vorsichtig, und doch bekomme ich Angst. Angst, dass Maddie Schmerzen hat.

Doch Madelyns Gesicht bleibt unbewegt, ihre Augen sind in eine unendliche Ferne gerichtet, jenseits von allem hier.

Ich versuche, mich noch stärker auf sie zu konzentrieren.

Schwester Marion nimmt ein Klemmbrett von dem kleinen Tisch am Fenster. Heute sind orangefarbene Tulpen in der Vase. Während Liz Maddies Füße und Beine bewegt, bleibt das Gesicht des Mädchens weiterhin regungslos.

Die rothaarige Schwester kniet sich nieder, berührt sacht Maddies Finger, legt ihr einen weichen Ball in die eine Hand, dann in die andere, und trägt immer wieder etwas in das Blatt ein.

Nicht so schnell, denke ich, das erschreckt sie doch. Aber da nimmt Schwester Marion eine Feder und streicht damit Maddies bloße Unterarme entlang.

Schon vom Zusehen kitzelt es mich.

Die Hände, denke ich. Man muss bei ihr die Hände nehmen.

Gerade als ich das gedacht habe, ist da was in ihr.

Etwas. Ganz fern.

»Ich komme später noch mal für die taktilen Tests. Wie geht

es Maddie beim Tanzen?«, fragt Marion, und es ist, als ob dieses »Wie geht es ihr beim Tanzen?« ein Code zwischen den beiden Frauen ist.

Liz, die Physiotherapeutin, kniet gerade hinter Maddie und schüttelt fast unmerklich den Kopf. Maddie kann das sicher nicht sehen, ich schon.

»Keine Synergismen«, formt Liz mit ihrem Mund.

Ich sehe Maddie an, die ihre Arme und Beine bewegen lässt wie eine Marionette, und diesmal bewegt sich nichts unter der spiegelruhigen Fläche ihres Blickes.

Bei ihr ist es aber anders als bei meinem Vater. Als ob man sie nicht finden sollte, so still hält sie, aber sie ist nicht so fern und abgetaucht wie er. Sie ist da und hofft, wie ein Mädchen im Kleiderschrank, dass niemand sie findet.

Ich muss nicht fragen, wie es ihr geht.

Es geht ihr nicht gut. Gar nicht gut. Sie ist völlig allein, wo auch immer sie ist.

Ich sehe in ihre Augen und strenge mich noch stärker an, mehr zu spüren oder ihr zu sagen, dass ich weiß, wie es ihr geht.

Gleichzeitig ist da der Zweifel. Vielleicht bilde ich es mir nur ein?

»Darf ich morgen wiederkommen, Madelyn?«, frage ich sie nach einer Weile.

Da sie nicht gleich »nein« sagt, werte ich das Schweigen als:

»Na gut.«

»Sam, ich bringe dich jetzt zum Fahrstuhl«, sagt Marion freundlich und ruhig, doch unter der Freundlichkeit wartet Ärger, ich kann ihn summen hören.

Was habe ich gemacht?

Habe ich was gemacht?

Kaum sind wir im Schwesternzimmer, faucht Schwester

Marion: »Samuel Valentiner, wenn du glaubst, du kannst hier mal etwas Aufregendes erleben und ab und zu ein Mädchen im Koma besuchen, vielleicht sogar heimlich Fotos machen, um dich in der Schule vor deinen Freunden wichtigzutun, bis es dir zu langweilig geworden ist und du keine Lust mehr hast, dann darfst du niemals, ich wiederhole, *niemals* wiederkommen. Klar so weit?«

Ich nicke stumm und fühle erneut die Hitze meine Wangen raufkriechen.

»Schön. Das freut mich. Das war in den letzten Jahren nicht jedem klar, der in den Fünften kommt, um mal Gehirngemüse-Sightseeing zu machen. Denn wenn es dir klar ist, muss ich auch nicht mit deinem Vater reden und ihn darauf hinweisen, dass sein Sohn sich über hilflose Kinder lustig macht, und –«

»Mein Vater liegt im Zweiten. Da müssten Sie nicht mal weit gehen.«

Marion atmet lange aus, schließt kurz die Augen, als sammeln sie sich. Ihr Zorn löst sich auf wie eine Brausetablette.

»Das tut mir leid, Samuel. Das tut mir sehr, sehr leid.«

Sie sieht mich, und ihre blauen Augen sind jetzt voller Wärme. Aber auch voller Fragen.

»Wir geben hier nicht so schnell auf, Sam«, sagt sie ernst.

»Darf ich denn wiederkommen?«, frage ich, bevor sie weiter über meinen Vater reden will, denn das ist, wie über zersplittertes Glas zu gehen. »Ich frage auch Maddies Eltern um Erlaubnis.«

Marion massiert sich die Nasenwurzel.

»Ach, Schatz«, antwortet sie dann matt. »Wenn das so einfach wäre.« Sie atmet erneut tief durch. »Madelyn ist etwas Besonderes.«

»Ich weiß«, sage ich.

»Nein, das weißt du nicht. Du hast keine Ahnung, Jon Snow.« Sie lächelt und schlägt das Buch auf, in das sie vorhin geschrieben hat. Sie gibt mir einen Zeitungsausschnitt. Dann spricht sie weiter: »Madelyn Zeidler ist elf Jahre alt. Sie ist seit sieben Jahren Tänzerin bei der Elisabeth Parker Dance Company Oxford, hat sechzehn Preise gewonnen und ein Stipendium für die Royal Academy of Dance in London. Sie hat in zwei Musikvideos der französischen Sängerin Zaz getanzt, die auf YouTube eine Million Mal angesehen wurden. Sie kann Flickflacks und zwei Minuten lang unter Wasser die Luft anhalten. Und dann ...«

Das »Dann« lese ich in dem Artikel.

Während eines Familienurlaubs vor sieben Monaten in Cornwall geriet der Bulli der Zeidlers auf die Gegenfahrbahn, nachdem ein Reifen geplatzt war, und prallte mit einem Sattelschlepper zusammen, der vier Turnierpferde transportierte. Drei Pferde und fast alle Insassen des Bullis starben. Maddies Mutter Pam, Maddies Vater Nick, Maddies Bruder Sebastian, Maddies Großmutter Catherine, Maddies Tante Sonja und Maddies Onkel Nigel.

Nur Maddie nicht. Und eine Stute, sie hieß Dramatica.

Familie ausgelöscht – nur Maddie überlebte lautet die Schlagzeile.

»Madelyn ist völlig allein, Samuel. Es gibt keinen ermittelbaren Verwandten. Nicht mal einen Patenonkel, eine Cousine oder irgendeine unverheiratete, schrille Erbtante mit zu großen Ohrringen. Der Staat Großbritannien wurde Maddies Vormund.«

Quasi die Queen, denke ich, weil alles andere Denken wehtut.

»Am Anfang kam Maddies alte Tanzlehrerin, Elisabeth Parker, ein paar Mal aus Oxford, und sie hat Liz und den ande-

ren Physiotherapeuten aus unserem Team gezeigt, wie sie Maddies Körper in Bewegung halten können. Sie hat mit uns und Maddie Tanzvideos mit Maddie angeschaut und uns ein bisschen aufgeschrieben, was Maddie mag und was nicht.« Sie hält das Buch hoch. »Aber dann ... dann fiel Mrs. Parker über eine lose Gehwegplatte, brach sich den Oberschenkelhals, und jetzt kommt niemand mehr.«

»Und die Queen schon gar nicht«, murmele ich. Schwester Marion sieht mich gequält an.

»In zwanzig Tagen hat Madelyn Geburtstag. Sie wird zwölf Jahre alt. Es wird ihr erster Geburtstag ohne Familie sein, an einem Ort, der nicht ihr Zuhause ist, mit Menschen, die Fremde sind.«

Schwester Marions Stimme flackert, es ist solches Mitgefühl in ihr. Sie ist von einem großen, sonnenwarmen Gold. Eine seltene Farbe in der Welt.

»Verstehst du, Sam? Sie hat niemanden. Niemanden. Und wenn du dich mit ihr vertraut machst, dann ...«

»Bin ich für sie verantwortlich.«

Marions blaue Augen glänzen.

»Ja«, sagt sie. »Genau, Samuel. Kannst du das? Willst du das? Willst du wirklich für jemanden, den du nicht kennst, Verantwortung übernehmen?«

Das hat Gott vorhin auch Eddie gefragt.

Jetzt verstehe ich erst, wie sie sich fühlen muss. Es ist, als ob sich die Luft schwerer anfühlt und ganz vieles, was eben noch wichtig war, keinerlei Bedeutung mehr hat.

Fünf Minuten später stehe ich an C7. Ich weiß weder, wie, noch, warum ich hierherkam oder was ich von meinem Vater will. Ihm von Maddie erzählen. Von Eddie. Von allem. Dass ich keine Ahnung habe, dass ich wie Jon Snow bin.

»Valentiner, er liegt im Koma. Sieh's ein!«, höre ich Scotts Stimme in meinem Kopf.

Aber mit wem soll ich sonst darüber sprechen?

Mir fällt kein einziger Mensch ein, mit dem ich darüber sprechen könnte, dass ich ein mir fremdes Mädchen am Ende eines Flurs nicht allein lassen will.

Außer ihm.

Und ... Eddie. Sie kennt sich aus mit *reality crashes*.

Aber wenn ich ihr das mit Maddie erzähle, müsste ich ihr das auch mit meiner Mutter sagen und den Rest, also ... also bin ich hier, habe die raschelnden Kittel angezogen, die dämliche Maske aufgesetzt, unter der ich mich anhöre wie Darth Vader mit Schnupfen. Weil mein Vater mich angesehen hat und in seinen Augen etwas war, das mich gepackt hat und nie mehr loslassen wollte.

Jetzt ist Niemandland in das Gesicht meines Vaters eingezogen. Seine Falten sagen nichts mehr. Sie lachen nicht mehr, sie leiden nicht mehr, sie denken nicht mehr.

Auch sein Körper ist ein schon länger leerstehendes Haus. Geduckter. Und mit einem Schleier des Verlassenseins.

Ich suche ihn. Eben, bei Maddie, habe ich etwas gefunden, sehr weit entfernt. Einsamkeit. Warten.

Ich denke an Gotts Kreise. Mein Vater ist am Rande des Lebens. Ich versuche, ihn zu finden.

»Hallo, Papa«, sage ich leise.

Wenn Leute krank sind, sehr, sehr krank, vergisst man, wer sie außerdem sind. Wir hatten mal einen Jungen in der Klasse, Timothy, er bekam einen seltenen Krebs und starb nach einem Jahr. Und jeder, der sich an ihn erinnerte, sprach nur darüber, wie tapfer er war, so als ob Krebs haben eine Vollzeitbeschäftigung sei. Keiner sprach darüber, dass Timothy außerdem die besten Arschbomben hatte machen können

oder dass er mal eine kleine Katze aus einem Baum gerettet hat.

Und so versuche ich, meinen Vater nicht nur krank zu sehen. Nicht nur fast tot.

Irgendwo da drin ist ein Mann, der ein kleines Mädchen gerettet hat. Er wüsste, was ich tun soll.

Gott tritt an das Bett. Ich verliere meine Konzentration.

»Valentiner.«

Wir sehen beide zusammen auf meinen Vater, und ich taste nach seiner Hand und drücke sie leicht.

Er drückt nicht zurück.

»Er ist nicht da«, flüstere ich.

»Nein. Seine Seele hat ihre Residenz verlassen.« Dr. Saul hört sich anders an als sonst, als ob er selbst gerade erst aus einem langen Schlaf erwacht ist.

»Kann sie die Residenz wiederfinden?«

»Wenn wir gut auf sie aufpassen, ja.«

Ich beuge mich vor, küsse meinen Vater durch die Schutzmaske hindurch leicht auf seine regungslose Wange, und ganz leise, so dass Gott es nicht hört, flüstere ich in sein Ohr:

»Ich werde auf Maddies Residenz aufpassen. Und auf deine auch. Und ich werde dich finden.«

Als ich aus dem Wellington in die Welt trete, die sich von der im zweiten und fünften Stock so massiv unterscheidet, brauche ich einen Moment, um die Gestalt in der Lederjacke zu erkennen.

Sie lehnt an einem wuchtigen Motorrad und sieht mich nicht unfreundlich an.

»Hey, Sam«, sagt Eddie. »Deine Mutter holt dich gar nicht ab, richtig? Weil sie es nie erlaubt hat, dass du hierherkommst?«

»Doch«, stottere ich.

Eddie reicht mir einen zweiten Helm. Er ist mir nur ein wenig zu groß.

»Du lügst so erbärmlich schlecht wie ich. Komm, lass uns fahren«, erklärt sie.